1,60 DM / Band 309
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

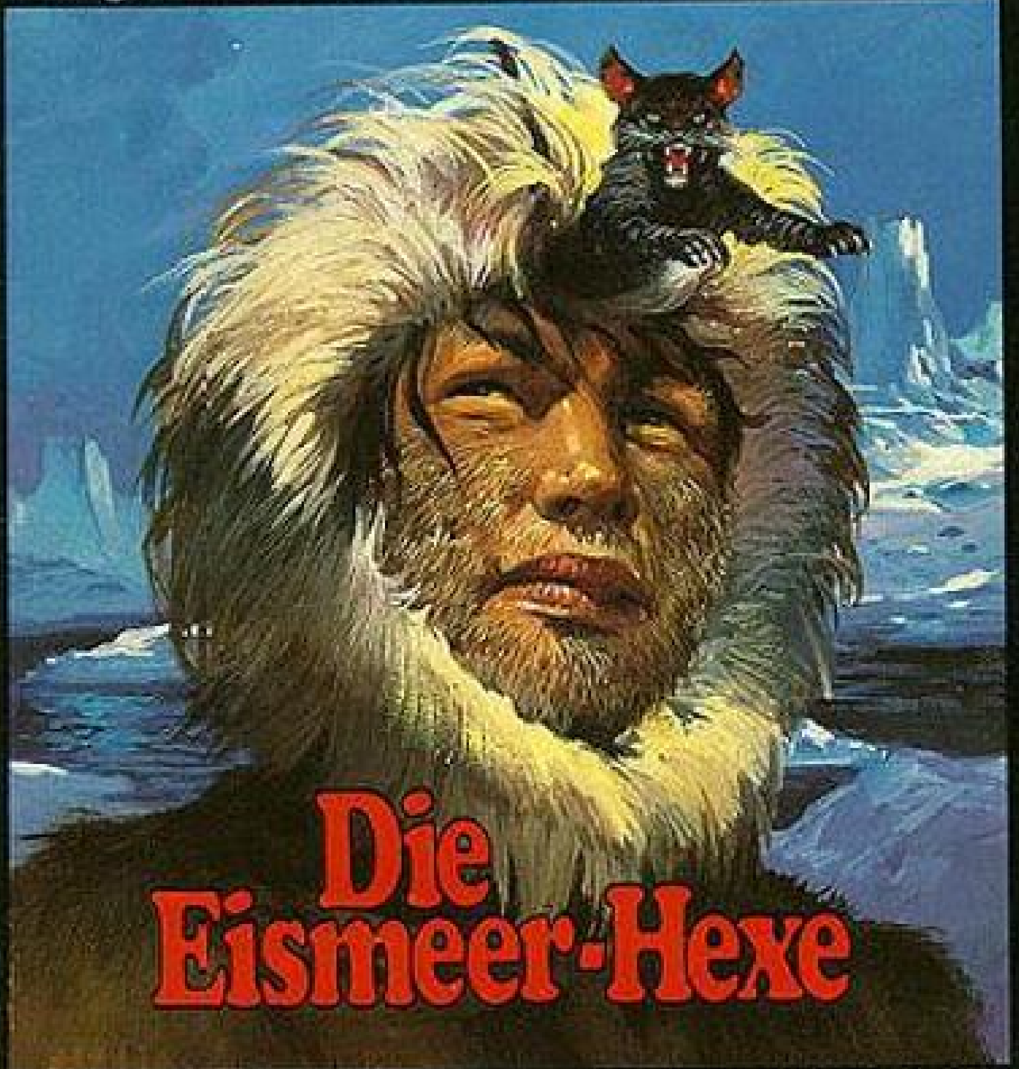
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 6,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Die Eismeer-Hexe

John Sinclair Nr. 309

von Jason Dark

erschienen am 05.06.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Eismeer-Hexe

Drei Dinge waren für ihn plötzlich interessant geworden!

Erstens: Der Planet der Magier. Zweitens: Ein geheimnisvolles Testament. Drittens: Die Totenmaske aus Atlantis.

Wir wollten das Rätsel lösen. Die Spur hatte uns ein Mann namens Morg Behan verraten. Sie führte nicht nur in den eiskalten Winter Kanadas, sondern auch zu Rakina, der Eismeer-Hexe…

Ich stand so unsicher auf den Brettern wie ein Kind, das eben erst laufen gelernt hatte. Zum Glück brauchte ich keine Abfahrt hinter mich zu bringen, eher das Gegenteil, denn vor uns breitete sich ein Hang aus, der sanft in die Höhe stieg und an den steil aufragenden, schroffen Bergwänden der Rocky Mountains endete.

Ein herrliches Panorama bot sich unseren Augen. Die Luft war klar wie das Wasser einer Quelle. Strahlendblau der Himmel. Nur hin und wieder wurde diese Farbe von dünnen Wolkenfetzen unterbrochen, die wie lange Wattefäden wirkten.

Voller Ehrfurcht starrte ich auf die grauen Berge. Sie waren sehr steil und kantig. Scharf stachen die Spitzen in die Höhe. Die Einbuchtungen und Sättel dicht unter den Gipfeln waren mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, während an den Flanken selbst nur bestimmte Stellen weiß schimmerten. Sie wirkten so, als hätten riesige Hände den Schnee dort angeleimt.

Die Sonne stand trotz der Mittagszeit tief, denn es war Winter.

Winter in Kanada!

Das bedeutete Eis, klirrende Kalte, Frost und ungeheure Mengen von Schnee. Wir hatten Glück gehabt, denn es herrschte ideales Skiwetter, das zahlreiche Touristen zu Ausflügen einlud.

Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Sonnenbrillen schützten unsere Augen vor dem blendenden Weiß der Schneefelder. Die wattierten Handschuhe und Jacken hielten die Kälte ab. Wir hatten uns die Kapuzen übergezogen und die Gesichtshaut dick mit Creme eingerieben.

Zu dritt waren wir.

Morg Behan, Suko und ich.

Zum reinen Vergnügen hatten wir die Reise nach Kanada nicht unternommen, denn der letzte Fall hatte uns noch zahlreiche Rätsel beschert, die wir lösen mußten.

Es existierte nicht nur der seltsame Planet der Magier oder die Totenmaske aus Atlantis, nein, auch ein Testament, in dem einiges über die Rätsel zu lesen war.

Das Schreiben befand sich allerdings in den Händen der ehemaligen Detektivin Jane Collins. Wir wußten nicht, was das Testament beinhaltete, auch Morg Behan nicht, obwohl er es gelesen hatte.

Vieles war ihm unverständlich. Um offene Fragen zu klären, waren wir nach Kanada geflogen, um die Heimstätte des Mannes zu besuchen, bei dem Morg Behan fast fünf Jahre gelebt hatte.

Der Mann hieß Simon Garfield. Leider war er tot, er hatte nur sein Testament hinterlassen, aber Suko und ich hofften, in seiner Behausung, die noch existieren sollte, einige Spuren zu finden.

Zu dieser Wohnung waren wir unterwegs.

Er hatte in den Bergen gewohnt.

Ich streckte meinen Arm aus. »Müssen wir wirklich dort den Hang hoch?« fragte ich.
»Ja, leider.«
»Da werde ich wohl mehr rutschen als laufen«, erwiderte ich.
Morg Behan lachte. »Sie müssen mal fünf Jahre in Kanada leben. Dann lernen Sie es, sich auf den Brettern zu bewegen.«
»Das ist möglich.«
Suko schlug mir auf die Schulter. »Los, Alter, hau in die Vollen! Ich will bei Dunkelheit wieder im Hotel sein.«
»Okay, okay, wir machen es schon.« Ich schüttelte den Kopf, stemmte die Stöcke in den weichen Schnee, bewegte auch meine Beine und sah zu, daß ich die ersten Yards hinter mich brachte.
Morg Behan hatte mir geraten, in seiner Spur zu fahren. Das tat ich auch, wenigstens unternahm ich den Versuch. Es war einfach zu schwer für mich, die genaue Spur einzuhalten, und so wurde der Aufstieg zur Schwerstarbeit.
Die Distanz zwischen Behan und mir nahm immer mehr zu.
Manchmal fuhr ein leichter Windhauch über den Hang und wirbelte feine Schneekörner hoch, die uns wie eine Dusche trafen.
Während ich mich bemühte, mitzuhalten, sprach ich kein Wort.
Reden hätte zu sehr angestrengt, und ich brauchte meine Luft. Ich keuchte.
Eine kleine, graue Wolke stand vor meinen Lippen. Bei jedem Vorwärtsschwung steckte ich die Stöcke tief in den Schnee.
Jeder Mensch kennt wohl das Gefühl oder hat in seinem Leben einmal die Erfahrung gesammelt, daß ein Ziel, das er anvisiert, einfach nicht näherrücken will.
So erging es mir.
Obwohl wir schon einige Zeit unterwegs waren, waren wir unserem Ziel kaum näher gekommen.
Ich machte verbissen weiter.
Meine Arme arbeiteten gleichmäßig, der Körper schwang in diesem Rhythmus mit, und allmählich bekam ich auch mehr Übung. Zudem rutschte ich auch nicht mehr so oft zurück, so daß der hinter mir fahrende Suko Beifallsrufe ausstieß. Suko schien auf den Brettern geboren zu sein. Er hatte das Laufen innerhalb kürzester Zeit gelernt, während ich über den Hang ackerte wie ein alter Gaul.
Nach vorn schaute ich nicht mehr. Ich wollte nicht noch deprimierter werden. Mein Blick hing auf den Skispitzen, über die bei jedem Vorangleiten der Schnee wie eine feine Pulverschicht stäubte.
Bisher hatten wir noch keinen Horror erlebt. Diese Anstrengung jedoch war für mich Grusel genug.
Auf einmal hörte ich den Ruf. Der Schall hatte freie Bahn, konnte sich widerstandslos fortpflanzen in dieser ungeheuren Weite, und

Morg Behan hätte nicht einmal so laut zu rufen brauchen, um mich zu erreichen.
Ich hob den Kopf und stemmte die Stöcke ein.
Morg winkte uns zu.
Er hatte es bereits hinter sich, stand am Ende des Hanges und wirkte wie ein Zwerg vor der himmelhoch ragenden Wand. »Es ist nicht mehr weit. Los, Tempo!«
»Der hat gut reden!« knurrte ich.
»Was willst du? Zurück geht es besser!« meldete sich Suko. »Und wie ich dich kenne, brichst du alle Rekorde.« Suko lachte. »Ich sehe schon die Schlagzeilen vor mir. Geisterjäger löst Lawine aus. Oder: Der tiefgefrorene Geisterjäger John Sinclair…«
»Erschlägt seinen Freund und Partner«, ergänzte ich den Satz in meinem Sinne und sah zu, daß ich wieder Fahrt bekam. Den Rest wollte ich auch noch schaffen. Der Ehrgeiz hatte mich gepackt.
Einmal stürzte ich doch. Ausgerechnet kurz vor Erreichen des Ziels.
Fast hätte ich Behans Skier geküßt, so dicht war ich an ihn herangekommen.
Der Vergleich mit einem Hampelmann fiel mir ein, als ich versuchte, auf die Beine zu kommen. Einmal kippte ich nach links weg, dann wieder nach rechts, hielt mich zum Glück in der Mitte, stützte mich mit beiden Stöcken ab und schaffte auch noch den Rest.
Suko erwartete mich grinsend. Er hatte seine Stöcke in den Schnee gesteckt und klatschte Beifall.
Eine Sekunde später lag er ebenfalls in der weißen Pracht. Da hatte ich ihn umgestoßen.
Diesmal konnte ich klatschen, während Suko den großen Adler machte und seine Arme ausgebreitet hatte.
»Das war’s wohl«, sagte ich und tat so, als wäre nichts gewesen, denn ich schaute mich um.
Zum Greifen nahe lagen die Felswände der Rockies vor mir.
Doch die Entfernung täuschte. Um die ersten Grate erklimmen zu können, war noch eine ziemliche Strecke zurückzulegen.
Stark zerklüftet präsentierte sich uns diese Welt. Da gab es Felsen, die wie gekrümmte Nasen hervorstachen und aus der Wand wuchsen. Mit einer Schneehaube waren sie bedeckt, die wie ein Guß aus Puderzucker wirkte. Die Wände hatten Spalten und Risse aufzuweisen. Manche waren mit bläulich schimmerndem Eis gefüllt. An vielen Stellen hingen auch Eiszapfen über. Am unteren Ende liefen sie spitz zusammen. Sie erinnerten dabei an gläserne Schwerter.
»Und wo hat Ihr Partner gewohnt?« wandte ich mich an Morg Behan, als ich wieder einigermaßen zu Atem gekommen war.
Behan hob seinen rechten Skistock und wies nach vorn. »Den Weg müssen wir nehmen.«

Ich verzog das Gesicht. »Noch weiter?«

»Was wollen Sie, Mr. Sinclair? Hier ist es fast eben. Sie müssen nur auf die Felsbuckel achtgeben, die hin und wieder aus dem Schnee wachsen. Die sehen aus wie graue Höcker.«

Morg Behan übernahm abermals die Führung. Ihm hatte die lange Steigung nichts ausgemacht. Elastisch und schwungvoll glitt er voran.

Daran konnte ich mir ein Beispiel nehmen.

Wenn ich nach links schaute, glitt mein Blick hinunter in das Hochtal.

Eine gewaltige weiße Fläche, auf der nur unsere Skier ihre Spuren hinterlassen hatten. Weiter unten, am Fuße eines gewaltigen Bergs, lag »unser« Hotel.

Ein Prachtbau und nur mit dem Hubschrauber zu erreichen.

Auch uns hatte ein Helicopter herangeschafft. Wir hätten vom Hotel auch mit einem Motorschlitten fahren können, hatten darauf jedoch verzichtet, weil wir aus Sicherheitsgründen das Ziel unserer Reise hätten angeben müssen.

Und so kämpften wir uns weiter durch den Schnee. Manchmal zerstörte ein fernes Grollen und Donnern die Stille. Dann waren in der Ferne gewaltige Lawinenblöcke ins Tal gefallen, und die Echos schwangen über die weiten Schneefelder.

Die Buckel mußten wir tatsächlich umrunden. Es gelang mir einigermaßen. Auch Suko hatte keine Schwierigkeiten, denn Behan machte es uns glatt und sicher vor.

Einmal drehte er sich um. Von seinem Gesicht war kaum etwas zu erkennen.

In den dunklen Gläsern der Brille spiegelten sich die Sonne und der Schnee.

»Noch ein paar Minuten, dann haben wir es hinter uns«, machte er uns Hoffnung.

»Hoffentlich!« rief ich zurück.

Er lachte nur.

Die Felsleiste, auf der wir uns bewegten, verbreiterte sich plötzlich.

Wir bekamen doppelt so viel Platz und entdeckten rechterhand zahlreiche Löcher innerhalb der Wand.

Höhlen.

Die Eingänge waren so hoch, daß ein Mensch normaler Größe, ohne sich zu ducken, hindurchgehen konnte.

Und hier hatte Simon Garfield gewohnt!

Ich schüttelte den Kopf. Es gab schon seltsame Typen. Mich hätte man für alles Geld der Welt nicht in diese Gegend bekommen. Aber jeder ist eben anders.

Zum Glück.

Morg Behan stoppte und hob beide Arme. »So!« rief er, »hier wären

wir.«
Behan hatte sich gedreht. Er zeigte abermals mit dem Skistock nach vorn. Diesmal wies die Spitze auf den Eingang einer Höhle, der verschlossen war.
Jemand hatte eine dicke Holztür dort angebracht und über der Tür das noch freie Loch mit Lehm und Zweigen gut verstopft und isoliert.
»Haben Sie einen Schlüssel?« fragte Suko und bewegte sich näher heran.
»Klar!« Behan hatte sich bereits gebückt. Er schnallte seine Skier von den Schuhen.
Wir taten es ihm nach. Es war ungewohnt, in den steifen Kunststoffschuhen zu laufen. Meilenlange Märsche traute ich mir damit nicht zu. Ich fühlte mich aber sicherer als auf den Brettern.
Behan reinigte die Umgebung des Türschlosses vom angewehten Schnee und drückte eine rostige Eisenklinke nach unten. Er mußte Kraft einsetzen, um sie zu öffnen, denn die auf dem Boden liegende weiße Schicht hinderte doch ziemlich stark. Bevor Morg Behan die Höhle betrat, sprach ich ihn noch einmal an. »Und Sie sind sicher, daß wir die Leiche Ihres Freundes hier noch finden?«
»Klar. Wenn Sie keiner gestohlen hat.«
»Gäbe es denn dafür einen Grund?«
»Kaum.«
»Hat Simon Garfield die Steine auch hier gefunden?« wollte ich noch wissen.
Behan nickte. »In der Umgebung, wie er sagte. Er muß eine Eingebung gehabt haben, daß er alles genau wußte und niederschrieb. Ich bin damit nicht zurechtgekommen. Ich wollte nur das Testament meines Freundes erfüllen, das war alles.«
Behan war ein seltsamer Kauz. Ich dachte über ihn nach, als er die Tür noch weiter aufzog, damit wir bequem die Höhle betreten konnten. Er hatte die schrecklichen Monstersteine mit nach England gebracht, ohne direkt zu wissen, welch eine Gefahr damit verbunden war. Die Steine gehorchten einem schrecklichen Dämon namens Arkonada. Angeblich sollten sie von einem Planeten stammen. Dem Planeten der Magier. Wie sie auf die Erde gekommen waren, wußte wohl keiner von uns.
Vielleicht Simon Garfield, aber der war gestorben.
Und sein Testament befand sich in den Händen der Hexe Jane Collins, die sich von ihrer Meisterin Wikka getrennt hatte und ihr eigenes Süppchen kochte, wobei sie stark achtgeben mußte, denn Wikka war jetzt als Feindin hinter ihr her.
In den letzten Wochen hatten sich tatsächlich gravierende Dinge verändert und sich so manch dämonische Konstellation verschoben.
»So, wir können.« Behans Stimme unterbrach meine Gedanken.

Er hatte die Tür so weit aufgezogen, daß in die Höhle genügend Licht fiel und wir auf Taschenlampen verzichten konnten. Sicherheitshalber hatten wir aber welche mitgenommen.

Morg Behan ging vor.

Ein modriger Geruch umgab uns. Es war feucht und kalt in der Höhle.

Jedenfalls spürte ich keinen Temperaturunterschied zu draußen.

Die gemauerte Feuerstelle mit dem sich daran anschließenden Kamin befand sich links vom Eingang. Ein ziemlich großes Rechteck, in dem noch die Asche vom letzten Brand lag.

Simon Garfield hatte die Höhle recht wohnlich eingerichtet. Es waren zahlreiche Felle verwendet worden. Sogar das eines Bären entdeckte ich an einer Wand. Es hatte einen wunderbar matten Glanz.

Wir sahen Regale, die mit Konserven aller Art gefüllt waren. Zu verhungern brauchte hier niemand. Simon Garfield hatte sehr gut vorgesorgt. Nur nutzte ihm das nichts mehr, denn er lag auf einem ebenfalls aus Fellen bestehenden Lager.

»Hier können Sie ihn sehen«, erklärte Behan. Seine Stimme klang rauh, als hätte er ein Würgen im Hals. Er wandte auch den Kopf ab, damit er den Toten nicht anzuschauen brauchte.

Suko und ich aber traten näher. Neben dem Lager blieben wir stehen.

Simon Garfield lag auf den Fellen. Seine Augen waren geschlossen.

Wahrscheinlich hatte ihm diesen Dienst Morg Behan noch erwiesen.

Das jedoch interessierte uns alles nicht. Suko und ich sahen die Veränderung und waren erschrocken.

Jemand hatte der Leiche den Schädel geöffnet!

Das Loch befand sich in der Stirn!

Es war ziemlich groß, erinnerte an einen kleinen Krater, der an den Rändern eine dunkle Färbung zeigte, die das eingetrocknete Blut hinterlassen hatte.

Bis zum Haaransatz zog sich die Öffnung hin, und ich fragte mich, wer so etwas getan haben konnte. Und aus welchem Grund.

Ich räusperte mir die Kehle frei, bevor ich sprechen konnte. »Mr. Behan«, redete ich den Mann an.

»Bitte…«

»Kommen Sie doch mal her.«

»Nein, ich will nicht.« Er stand etwas abseits und hob die Schultern.

»Sie müssen verstehen. Simon und ich haben lange Jahre hier zusammengelebt und da fällt es mir schwer, einen Freund im Tode…«

»Bitte, treten Sie näher!« Meine Stimme wurde drängend. »Ich will Ihnen etwas zeigen.«

Als der Mann sich noch immer nicht rührte, setzte sich Suko in Bewegung, umfaßte Behans Arm und schob den Mann mit sanfter Gewalt näher an das Lager heran.

»Schauen Sie genau hin!« riet der Inspektor. »Und dann möchten wir von Ihnen eine Erklärung haben.«

»Wieso? Ich…«

»Bitte, Mr. Behan!« drängte ich jetzt.

Er holte tief Luft, nickte, was für Suko ein Zeichen war, ihn loszulassen.

Morg Behan starrte auf seinen toten Freund. Er sah auch das Gesicht.

Ich beobachtete den Mann, dessen Augen sich plötzlich weiteten und bei dem auch der Mund nicht mehr geschlossen blieb.

»Mein Gott!« ächzte er und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, was ist da geschehen?« Er begann zu schluchzen, drehte sich zur Seite und fiel gegen mich, wobei er sein Gesicht an meiner Schulter barg.

»Ich… ich begreife es nicht. Ich kann nicht …«

Mit beiden Händen umfaßte ich die Oberarme des Mannes. »Sie haben also keine Erklärung für das Phänomen?«

»Nein!« Er schüttelte den Kopf.

»Überlegen Sie!«

»Das tue ich doch schon, verdammt. Aber ich kann mir nicht vorstellen, wie der Schädel…« Er ging zur Seite und ließ sich auf einem Schemel nieder. Dort blieb er gebeugt sitzen, weinte und schüttelte permanent den Kopf.

Auch wir hatten keine Erklärung. Bisher war uns der Besuch in Kanada ein wenig wie Urlaub vorgekommen. Als wir den Toten mit der aufgemeißelten Stirn jedoch sahen, war uns klargeworden, daß sich dieser Urlaub nun zu einem brandheißen Fall entwickelt hatte.

Es war wirklich ein schauriges Bild. Suko und ich mußten uns selbst überwinden, um noch einmal hinzuschauen.

Es gab keinen Zweifel. Diesem Toten hatte man den Kopf regelrecht aufgemeißelt.

»Wer kann das getan haben?« fragte Suko leise und schielte gleichzeitig zu Behan hinüber.

Ich hob die Schultern. »Nein, das glaube ich nicht. Der hat uns nichts vorgespielt.«

»Vielleicht kennt er das Motiv.«

»Darauf werden wir ihn ansprechen.« Ich setzte meinen Vorsatz sofort in die Tat um und ging auf den Trauernden zu. Er sah meinen Schatten, hob den Kopf und schaute mich aus rot geäderten Augen an.

»Das begreife ich nicht«, sagte er erstickt. »Der Mann war und ist tot. Wer soll denn ein Interesse daran haben, seinen Kopf zu öffnen? Können Sie mir das sagen?«

»Nein, Mr. Behan. Aber wir wollten Sie fragen.«

»Mich?« Er begann leise zu lachen und schüttelte den Kopf. »Ich kann Ihnen nichts erzählen.«

»Vielleicht doch.«

»Nein, ich weiß nicht, wer den Schädel meines Freundes aufgemeißelt hat. Ich war es nicht.«

»Das glauben wir Ihnen auch«, erwiderte Suko. »Aber wäre es nicht möglich, daß Sie uns einen Hinweis auf den oder die Täter geben können. Schließlich haben Sie lange mit Simon Garfield zusammengelebt.«

»Das stimmt«, gab er zu.

»Dann denken Sie bitte nach!«

Morg Behan hob die. Schultern und auch beide Hände. »Es tut mir leid. Ich kann mir keinen Grund vorstellen, der so eine Tat erlaubt.«

»Man wollte an sein Gehirn«, stellte Suko sehr sachlich fest.

»Demnach mußte es eine gewisse Bedeutung für die anderen gehabt haben. So sehe ich das.«

»Meinen Sie?«

»Natürlich, Mr. Behan. Oder meißeln Sie jemandem aus Spaß den Kopf auf. Doch wohl auch nicht.«

»Mit wem hatten Sie denn noch Kontakt, als sie hier lebten?«

»Wir kannten kaum einen.«

Ich lächelte. »Kaum heißt nicht keinen.«

»Wir waren oft allein. In den nächsten Ort bin ich nur gefahren, um Lebensmittel zu holen. Manchmal nahm ich mir dort auch ein Mädchen. Simon war vom Weltlichen ab. Der hatte überhaupt kein Interesse daran. Er dachte nur an seine Steine.«

»Und wie war es mit den Hotelgästen?«

»Als wir hier lebten und forschten, stand der Prachtbau noch nicht«, erklärte der Mann und korrigierte sich sofort. »Das heißt, er wurde in den letzten Monaten errichtet.«

»Die Gäste kamen auch nicht her?«

Behan öffnete den Mund und lachte glucksend. »Sie sind gut. Wenn jemand zum Skilaufen fährt, will er den Hang hinunter und nicht hoch. Verstehen Sie.«

»Ja.«

»Es gibt hier keine Seilbahnen. Die liegen auf der Ostseite der Bergflanken. Hier traut sich kaum ein Läufer hin. Für Langläufer ist es sowieso zu steil. Nein, Mr. Sinclair, wir waren einsam.«

»Und dennoch muß jemand von Ihnen gewußt haben«, sagte Suko.

»Natürlich hat man gewußt. Nur störte man uns nicht.«

Es war vertrackt. Wir hatten keine Spur, die uns zum Täter führte.

Unter Umständen mußten wir uns die Plätze noch einmal anschauen, wo die Steine gelegen hatten.

Das schlug ich auch vor.

Morg Behan schüttelte den Kopf. »Ich rate Ihnen ab. Sie laufen noch nicht perfekt. Es ist nämlich nicht einfach, an diese Stellen zu gelangen. Da werden Sie kaum hinkommen.«

»Zu steil?«

»Auch. Und sehr viel Tiefschnee.« Er hüstelte trocken. »Ich will Ihnen ja nicht reinreden, doch ich habe das Gefühl, daß Sie beide die Reise umsonst gemacht haben. Außer Spesen nichts gewesen.«

Das kam mir auch fast so vor. Dennoch wollte ich es einfach nicht wahrhaben, daß wir hier erfolglos herumsaßen und nichts taten. Es mußte einen Gegner geben, der so grausam reagierte. Und das war so bedrückend für uns, die Geister Jäger.

Da wir schwiegen, waren die Geräusche von draußen relativ deutlich zu hören. Etwas kratzte gegen die Tür. Als Suko und ich hinschauten, winkte Behan ab.

»Das ist der Wind«, erklärte er, »der schleudert den Schnee gegen die Tür. Ich kenne das.«

Ich wollte noch etwas sagen, verschluckte die Worte jedoch, denn ich hatte ein anderes Geräusch vernommen.

Auch Suko hatte es gehört. Er nahm eine steife, angespannte Haltung ein und schaute in die entgegengesetzte Richtung der Tür, denn dort lag die Leiche.

Das Geräusch war von dort aufgeklungen.

»Haben Sie das gehört?« flüsterte Morg Behan. »Verdammt, was kann das nur sein?«

Ich hob die Schultern. »Hörte sich nach einem hohen Pfeifen an…«

»Aber der Tote kann es nicht gewesen sein.«

Ich lächelte knapp. Wenn der Mann wüßte, wie oft wir es schon mit Zombies, lebenden Leichen, zu tun gehabt hatten. Darüber schwieg ich, denn ich wollte ihn nicht weiter beunruhigen. Wir schauten auf die Leiche und stellten fest, daß sie sich nicht bewegte.

Nach wie vor lag sie starr auf dem Rücken.

Dennoch war das Pfeifen von der Liegestatt erklungen.

»Sehen wir nach«, schlug Suko vor und setzte sich bereits in Bewegung.

Auch ich ging, während Morg Behan noch zurückblieb, was ihm keiner verübeln konnte.

Unsere Blicke waren auf das Gesicht des Toten fixiert, denn nur von dort konnte das hohle Pfeifen erklungen sein. Das stimmte auch. Nur drang es nicht aus dem Mund, und auch der Tote hatte es nicht ausgestoßen.

Etwas anderes war geschehen.

Innerhalb der Wunde sahen wir eine Bewegung. Ein Zucken, als würde dort eine Masse aufquellen.

Abrupt blieben wir stehen, denn im selben Augenblick sprang ein Wesen aus der Stirnwunde, das mir im ersten Augenblick wie eine Schlange vorkam, sich aber dann zu einem pelzigen Etwas mit grüngelb leuchtenden Augen veränderte, wütend fauchte, sich abstieß

und Kurs auf mich nahm.
So schnell kam ich überhaupt nicht weg. Zwar konnte ich noch meinen Körper zur Seite drehen, ein direktes Ausweichen gelang mir nicht mehr. Das kleine Biest erwischte mich.
Es schlug seine harten Zähne in meinen rechten Arm!

***

Der Mann trat lautlos an den Tisch heran und beugte sich nach unten, um der blonden Frau ins Gesicht sehen zu können. »Entschuldigen Sie, wenn ich störe, aber Sie sitzen hier allein und so einsam, starren nach draußen, sehen das herrliche Winterwetter, und deshalb wollte ich Sie fragen, ob Sie vielleicht mit mir Spazierengehen oder einmal skilaufen…«
Jane Collins hob den Kopf. Der Mann brach ab, als er in die Augen der ehemaligen Detektivin schaute. Dieser kalte Blick verursachte auf seinem Rücken eine Gänsehaut.
Nein, da war nichts zu machen, nicht bei der Frau. Er nickte ein paarmal und zog sich zurück. »Dann entschuldigen Sie bitte!« sagte er leise.
»Bitte, entschuldigen Sie! Es war nur eine Frage.«
»Brauchen Sie eine Antwort?«
»Nein, natürlich nicht.« Der dunkelhaarige Alt-Playboy nickte und verließ fast fluchtartig das Panorama-Restaurant, das auf einem Plateau stand und als Hotel-Anbau errichtet worden war.
Jane Collins verzog den Mund. Der Kerl sollte sich zum Teufel scheren. Sie war nicht gekommen, um irgendwelche Bekanntschaften zu machen. Auch nicht, um Erholung zu finden. Für sie ging es um etwas ganz anderes.
Sie hatte das Testament eines gewissen Simon Garfield sehr genau gelesen und wußte Bescheid. Die Steine in London waren gewissermaßen die Initialzündung gewesen. Jane hatte sie mit ihren Kräften zerstören können. Etwas, das anderen nicht gelungen war, und sie hatte dabei gespürt, daß von den Steinen eine starke Hexenmagie ausging.
Auch sie war eine Hexe!
Nun wollte sich Jane Collins auf keinen Fall die Butter vom Brot nehmen lassen. Sie konnte zwar nicht mehr zu Wikka zurück, aber sie hatte keinesfalls vor, wieder so zu werden, wie sie früher schon einmal gewesen war. Nein, sie würde ihr eigenes Süppchen kochen, und dazu gehörte es, daß sie die Konkurrenz ausschaltete.
Diese Konkurrenz gab es!
Simon Garfield hatte es herausgefunden. Ausschlaggebend war der Fund der Steine für ihn gewesen. Er hatte sie untersucht, sich mit ihnen beschäftigt und festgestellt, daß die Steine nicht von der

normalen Welt, sondern von einer anderen stammten. Von einem fernen Planeten in einer anderen Dimension.

Dem Planeten der Magier!

Damit hatte Jane leider nichts anfangen können, denn der Begriff war ihr neu gewesen. Sie wußte allerdings, daß Arkonada, einer der Großen Alten, unmittelbar mit ihm zu tun hatte und die Steine wieder zu einem schaurigen Leben erweckt hatte.

Jetzt waren sie zerstört. Jane hatte es genau mitbekommen, als der kleine Magier Myxin dies schaffte. Und zwar mit Hilfe einer geheimnisvollen Totenmaske, die er sich besorgt hatte. Aus Atlantis sollte die Maske stammen, und selbst Arkonada, den Jane bisher für so gut wie unbesiegbar gehalten hatte, fürchtete sich vor der Maske, obwohl dieser Dämon schließlich den Würfel des Unheils besaß, mit dem er unter anderem den Todesnebel produzieren konnte.

Arkonada war vorerst aus dem Rennen.

Aber nicht die Hexenmagie!

Und das ließ Jane Collins keine Ruhe. Wie konnte es möglich sein, daß Steine, die eigentlich zu Arkonada gehörten, auch mit einer Hexenmagie gefüllt waren?

Darüber zerbrach sich Jane Collins den Kopf. Zu einem Ergebnis war sie nicht gekommen. Deshalb entschloß sie sich, an der Quelle weiter zu forschen, obwohl dies nicht ungefährlich war, denn sie wußte inzwischen, daß John Sinclair und Suko ebenfalls den Weg nach Kanada gefunden hatten. Und Freunde waren die drei nicht, trotz Janes Rückkehr.

Aber die andere Sache war wichtiger. Sie mußte herausfinden, um welche Hexenmagie es sich handelte. Daß Wikka ihre Spuren innerhalb der Steine hinterlassen hatte, daran wollte sie nicht so recht glauben, das hätte sie nämlich genau gespürt. Dahinter mußte ein anderer stecken.

Jane leerte ihre Tasse. Der Kaffee schmeckte hier nicht besonders.

Das Hotel war wesentlich besser. Doch darauf kam es ihr nicht an, sie hätte auch in einer Hütte oder einem Iglu übernachtet, nur wollte sie endlich einen Erfolg sehen.

Die letzten Tage hatte die ehemalige Detektivin dazu benutzt, sich wieder zu regenerieren und sich den neuen Gegebenheiten anzupassen.

Sie hatte sich an das Menschsein sehr schnell gewöhnt und auch ihre Hexenkräfte konzentriert eingesetzt.

So war es ihr sogar gelungen, an Geld zu kommen. Zudem besaß sie wieder eine kleine Wohnung in London, und sie hoffte, daß Wikka, ihre Feindin, diese nicht so rasch fand. Wikka sollte ihr vorerst vom Hals bleiben, denn Jane Collins hatte genug mit der Konkurrenz zu tun, die es hier in der Eis und Schneewüste Kanadas gab.

Jane Collins befand sich allein in dem Panorama-Restaurant. Das Mittagessen war vorbei, und bis zum Abendessen hatte man noch viel Zeit.

Fast alle Gäste waren unterwegs. Viele auf den Pisten, andere in den Blockhütten oder Bars, wo sie ihre Drinks schlürften.

Das Hotel war wirklich ein Phänomen. Man hatte eine Felswand gesprengt und in das entstandene Loch das Hotel hineingebaut. Ein Teil stand auch vor, und das Restaurant lag auf einer Betonplatte.

Die großen Scheiben ließen eine sagenhafte Aussicht auf die Bergwelt der Rockies zu. Ein Panorama, das man so schnell nicht vergaß. Weite Hänge, graue Felsen und sehenswerte Bergspitzen, von denen die meisten mit einer Haube aus Eis bedeckt waren. Zur Nordseite hin liefen Gletscher wie breite, lange Zungen zu Tal, um in Abraum oder Geröllfelder zu münden, die jetzt allerdings unter einer dichten Schneedecke verborgen lagen.

Der Winter war sehr lang und sehr hart in Kanada. Das Hotel befand sich ziemlich weit nördlich. Jenseits der Berge lag bereits die Küste, dahinter das Eismeer. Deshalb taufte man das Hotel auch auf den Namen Eismeer-Hotel.

Zweimal am Tag erklang ein bestimmtes Geräusch auf. Das Dröhnen von Hubschrauber-Motoren und das nervöse Flappern der Rotorblätter.

Die Hubschrauber wurden vom Hotel gechartert.

Dieser hier schien direkt aus der tief stehenden Sonne zu fliegen.

Die Strahlen trafen die Haut der Maschine und schienen dort zu explodieren.

Ein blitzendes Etwas, das sich dem knallroten Landekreuz näherte und langsam tieferging.

Schnee wurde hochgewirbelt und verdeckte die Sicht auf die Maschine.

Jane schob den Stuhl zurück und erhob sich. Sie wollte auf ihr Zimmer gehen, und noch einmal das Testament durchforsten.

Vielleicht fand sie einen Hinweis auf die fremde Hexenmagie.

Das Hotel besaß mehrere Stockwerke. Für die Fahrstühle hatte man Schächte in den Felsen sprengen müssen und sie ausbetoniert.

Jane holte sich einen Lift nach unten und hörte aus dem tieferen Stockwerk, das durch eine breite Holzwendeltreppe zu erreichen war, die Stimmen der neu angekommenen Gäste.

Der Fahrstuhl kam. Die Hexe stieg ein und drückte auf den zweitobersten Knopf.

Das fünfte Stockwerk.

Sie ließ sich hinauf schießen, erreichte den mit Teppichboden ausgelegten Gang und schritt bis zur Mitte durch, denn dort lag auch ihre Zimmertür.

Den Schlüssel trug Jane Collins bei sich. Sie öffnete die Tür, betrat das Zimmer und schaltete ihre Sinne auf Alarm, denn sie wollte herausfinden, ob sich etwas verändert hatte.

An der Einrichtung nichts, das konnte sie auf den ersten Blick erkennen.

Sie kam in den Wohnraum, wo das Bett, der Schreibtisch, der eingebaute Schrank und der Fernsehapparat standen. Einen kleinen Balkon besaß der Raum ebenfalls.

Von dort aus fiel der Blick auf eine graue, mit Schnee bedeckte Felswand.

Vom Zimmer aus zweigte noch eine kleine Kammer ab, wo ein zweites Bett stand. Mehr eine Liege, und die Kammer wurde von einem bis zum Boden reichenden Vorhang verdeckt.

Jane hatte das Testament in einem Wandsafe verborgen. Sie wußte natürlich, daß es keine absolute Sicherheit bot, denn Hexenkräften hatte der Mini-Tresor bestimmt nichts entgegenzusetzen, aber sie konnte die Papiere auch nicht ständig mit sich herumschleppen.

Aus der Tasche ihrer weit geschnittenen und dick gefütterten Strickjacke holte Jane den kleinen Schlüssel hervor. Er glänzte hell und war sehr flach. Sie mußte ihn waagerecht in das Schloß schieben. Licht hatte sie nicht eingeschaltet. Die hohe Felswand warf einen großen Schatten, so daß es im Raum auch nicht besonders hell war.

Mitten in der Bewegung stockte sie.

Gehört hatte Jane Collins nichts, aber gespürt. Als Hexe reagierte sie übersensibel, und sie merkte, wie es kalt ihren Rücken hinabkroch. Irgendwo im Zimmer lauerte etwas.

Eine Gefahr möglicherweise. Auf jeden Fall etwas, das hier nicht hergehörte.

Jane Collins ließ sich kaum etwas anmerken. Nur ihr rechter Arm sank wieder nach unten, und der kleine Schlüssel verschwand in der Tasche, Langsam drehte sie sich um.

Von ihrem Standort aus konnte sie das gesamte Zimmer Überblicken.

Ein Fremder hielt sich nicht auf. Sie hatte für einen Moment an John Sinclair gedacht, da sie dem Geisterjäger alles zutraute, doch er hätte sich längst gezeigt.

Nein, das war etwas anderes!

Aber wo und was?

Jane schaltete ihre Sinne auf Alarm. Für einen Moment nahmen die Augen einen anderen Ausdruck an. In den Pupillen leuchtete es schockgrün. Die Hexe stand nun gewissermaßen unter Strom.

Sie beugte ihren Oberkörper vor und schaute zur Kammer.

Sollte sich dahinter etwas verbergen? Es wäre ein wirklich gutes Versteck gewesen, und Jane wollte nicht mehr lange theoretisieren, sondern genau nachschauen.

So leise wie möglich bewegte sie sich auf den Vorhang zu. Sie trat nur mit den Zehenspitzen auf und rollte sich bei jedem Schritt über die Ballen und Hacken ab.

Vier Schritte waren es, bis sie den zugezogenen Vorhang erreichte, ihren rechten Arm ausstreckte und die Finger in eine Stoffalte verkrallte.

Jane blieb so stehen, daß sie sehr schnell zurückweichen konnte, wenn sie irgend etwas angreifen sollte. Mit einem harten Schwung riß sie den Vorhang zur Seite, schaute in die Kammer und entdeckte die flache und leere Liege.

Da hatte sich beim ersten Hinschauen nichts verändert. Rechts von ihr befand sich das Kopfteil. Dort lag ein Kissen. Es wurde ebenso von einer Decke verborgen wie auch die Polsterung der Liege. Mehr stand nicht in der Kammer.

Jane war trotzdem mißtrauisch. Sie hatte etwas gespürt, und auf ihre Sinne konnte sie sich verlassen. Wenn es eine Gefahrenquelle gab, dann mußte sie in dieser Kammer liegen und nicht im eigentlichen Zimmer.

Da war auch was!

Es klang wie ein Alarmsignal, und im folgenden Moment wurde Jane trotz aller Vorsicht überrascht.

Unter dem Kopfkissen hatte es sich verborgen gehalten. Ein pelziges Etwas, das an eine Mischung aus Ratte, Biber und Fuchs erinnerte. Nur wesentlich bösartiger war.

Das Tier wuchtete seinen Körper vor. Weit aufgerissen hatte es sein mit spitzen Zähnen bestücktes Maul, und sein Ziel war die Kehle der ehemaligen Detektivin…

***

Auch in meinem Arm hatte sich ein Biest festgebissen. Für einen Moment stand ich starr auf dem Fleck und schaute nur auf das, was mir aus der Wunde der Leiche entgegengesprungen war.

Das mir unbekannte Tier besaß den breiten Schwanz eines Bibers, das Fell einer Ratte und den Kopf eines Fuchses, wenn auch ein wenig kleiner, aber deshalb nicht ungefährlicher. In seiner Länge nahm es ungefähr die Hälfte eines Arms ein. Die spitzen Zähne wühlten sich tiefer, während die Augen ein grausames Leuchten abstrahlten.

Zum Glück trug ich die dick gefütterte und wattierte Jacke, so daß der kleine Angreifer nicht sofort durchbeißen konnte, aber ewig würde der Stoff auch nicht halten.

Im Hintergrund begann Morg Behan zu kreischen. Ich hatte Mühe, seine Worte zu verstehen, aber er brüllte unter anderem immer nur einen Namen. »Das ist ein Raki! Das ist ein Raki!«

Unter einem Raki konnte ich mir nichts vorstellen, wußte nur, daß

mir das Tier nicht gerade sympathisch war, und auch die nächste Warnung erreichte mich.

»Es darf Sie nicht beißen. Wenn es Sie beißt, sind Sie verloren. Verloren!«

Meine linke Hand hatte ich frei. Die fünf Finger wühlten sich in das Fell. Ich griff so hart zu, wie ich konnte, und es gelang mir auch, das seltsame Tier von meinem Arm zu reißen. Stofffetzen blieben zurück, und wütend schleuderte ich den Raki gegen eine freie Wand, dicht neben einem Holzregal.

Ich hörte das Klatschen. Das Tier fiel zu Boden, war aber nicht erledigt, denn es wirbelte sofort herum und kam wieder auf die kurzen Beine, die Ähnlichkeit mit denen eines Eichhörnchens aufwiesen.

Im Verhältnis zu seiner Körpergröße kam mir das Fauchen des Tieres überlaut vor, und es dachte gar nicht daran, aufzugeben, sondern griff den nächsten an.

Das war Suko.

Der Inspektor erwartete die Attacke. Er hatte sich leicht geduckt hingestellt, beobachtete das kleine Biest und trat zu, als es sich vom Boden abschnellte.

Es war ein wuchtiger Karatetritt, der das Tier voll traf. Es wurde in die Höhe gewirbelt, überschlug sich dabei, prallte wieder gegen die Wand, fiel auf den Rücken, wobei sich sein vorheriges Fauchen in ein Kreischen umwandelte.

Suko war sofort da.

Er wuchtete seinen Fuß nach unten und traf mit der Hacke den Körper des Raki.

Jaulen schallte uns entgegen, während Morg Behan von seinem Schemel hochschnellte und den Kopf schüttelte. »Nein, nicht! So kann man es nicht töten!«

Das schien mir auch so zu sein. Trotz des Drucks, den Sukos Fuß ausübte, gelang es diesem Wesen, sich unter der Sohle hervorzuschlängeln. Dabei schlug es die Krallenfüße in den Kunststoff der dicken Schuhe.

Ich zog den Reißverschluß meiner Jacke auf, um die Beretta zu ziehen.

Suko hatte meine Bewegung gesehen. Er schüttelte den Kopf.

»Nicht, John, ich mache es anders.«

Mit einem gewaltigen Satz sprang er zurück, öffnete selbst seine Jacke und zog die Dämonenpeitsche.

Ich hatte die Pistole dennoch hervorgeholt, zielte auf das Tier und gab meinem Partner die nötige Rückendeckung.

Morg Behan, der wohl mehr wußte, hatte sich zurückgezogen.

Mit dem Rücken stand er vor einem Regal. Sein Gesicht zeigte die Angst, die er empfand.

Das Wesen, es hatte jetzt freie Bahn, wirbelte herum. Wieder fauchte es wütend, griff aber nicht an, sondern drückte den unteren Teil seines Körpers an den Steinboden und sah dabei aus, als wollte es sich erst noch überlegen, wen es angreifen sollte.

Inzwischen hatte Suko einen Kreis geschlagen. Die drei Riemen rutschten aus der Peitschenöffnung, und der Inspektor war kampfbereit.

Das Tier griff nicht ihn an, sondern schnellte auf Morg Behan zu.

Vielleicht hatte es in ihm das schwächste Glied der Kette erkannt.

Behan schrie.

Ich schoß.

Der Krach übertönte noch das Fauchen des Raki. Obwohl sich das Tier in Bewegung befand, wurde es von meiner Silberkugel getroffen. Sie erwischte es, als es sich in der Luft befand, von der Einschlagwucht herumgeschleudert und zu Boden gedroschen wurde, wobei es an allen vier Beinen zuckend auf der Erde liegenblieb.

Es war tot.

Morg Behan verstummte. Er hatte weiche Knie bekommen und preßte einen Handballen gegen seine Lippen. Noch immer leuchtete in seinen Augen die Angst, und er schüttelte ein paarmal den Kopf.

Suko und ich traten näher an das Wesen heran, um es in Augenschein zu nehmen.

Ein seltsames Tier, vielleicht auch ein dämonisches. Zudem rann kein normales Blut aus der Wunde, sondern eine milchige Flüssigkeit, die dick wie Sirup war und auf dem Boden eine Lache hinterließ.

Lebte es noch?

Ich wollte nicht so recht daran glauben, schritt näher an den Raki heran und bückte mich auch.

Nein, das Tier war tot. Mein Geschoß hatte eine tiefe Wunde gerissen.

Die Kugel steckte noch im Fleisch.

Ich runzelte die Stirn, als ich mir dieses Wesen genauer anschaute.

Noch immer konnte ich es nicht begreifen, daß es aus dem Kopf eines Menschen gestiegen war. Was war da nun los?

Ich erhob mich wieder und sprach mit Morg Behan. »Sie haben selbst erlebt, was hier geschehen ist. Können Sie uns eine Erklärung geben?«

Behan schüttelte nur den Kopf.

»Aber Sie kannten den Namen des Tieres«, warf Suko ein.

»Deshalb müssen Sie mehr wissen.«

»Ein Raki!« flüsterte der Mann.

»Ja, genau.«

Behan hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Einen Raki darf es eigentlich nicht geben.«

Suko deutete auf das erledigte Geschöpf. »Aber wir haben es gesehen.

Das hier war keine Einbildung.«
»Stimmt. Ich habe auch gesagt, es dürfte so ein Tier nicht geben. Dennoch gibt es den Raki.«
Ich wollte eine konkrete Antwort haben. »Wo kommt dieses Wesen her?«
»Es… es darf nicht leben. Es ist eine sagenhafte Gestalt aus der Mythologie.«
Na, das war immerhin schon ein Anhaltspunkt. »Aus welcher denn?« hakte ich nach.
»Aus der Mythologie der Eingeborenen des Landes hier. Der Nordmänner…«
»Eskimos also.«
»Richtig.«
Ich schaute Suko an. »Damit sind wir bisher noch nicht in Berührung gekommen«, erklärte ich. »Oder hast du schon etwas davon gehört?«
»Nein.«
Weiterhelfen konnte uns nur Mr. Behan. »Morg«, sagte ich.
»Dieses Tier ist uns zwar unbekannt gewesen, aber wir wissen aus anderen Mythologien, daß ein jedes Wesen eine bestimmte Berechtigung oder einen Auftrag hat, ganz wie Sie wollen. Meiner Ansicht nach muß es sich mit diesem Raki ähnlich verhalten. Welchen Auftrag hatte das Tier Ihrer Ansicht nach zu erfüllen?«
»Das weiß ich nicht.« Die Antwort drang gequält über seine Lippen.
Vielleicht war er tatsächlich überfragt, aber er kannte das Tier, deshalb blieb ich am Ball.
Ich stellte die Frage anders. »Wir haben es also hier mit einem Raki zu tun. Woher kann das Tier gekommen sein? Zu wem gehört es? Gibt es eine Geschichte darüber? Überlegen Sie genau, Mr. Behan. Es ist wichtig.«
»Man erzählt sich viel…«
»Wußte Simon Garfield auch darüber Bescheid?«
»Ja, von ihm habe ich es.«
Ich verdrehte die Augen. »Lassen Sie sich doch bitte nicht jedes Wort aus der Nase ziehen! Welches Geheimnis rankt sich also um die Existenz der Rakis?«
»Sie dienen einem unheimlichen Wesen«, erklärte der Mann mit dumpfer Stimme. »Einem Wesen, das viele Menschen fürchten, vor dem sie Angst haben und es in die tiefste Hölle wünschen.«
»Was ist das für ein Ungeheuer?« wollte Suko wissen.
Behan schaute meinen Freund an. »Ja, ein Ungeheuer«, flüsterte er, »da können Sie schon recht haben. Es ist die sogenannte Eismeer-Hexe. Ein Riese von Gestalt, ein Wesen, das über das Eis und die Berge wacht, damit sie nicht zusammenstürzen. So berichtet es die Legende, und so wird es auch sein. Man erzählt sich von den Rakis. Sie sollen

die Eismeer-Hexe begleiten und ihr Schutz auf allen Wegen geben. Ferner heißt es, daß man die Rakis nicht töten darf. Wer so etwas tut, der ist sich der Rache der Eismeer-Hexe sicher.«

»Dann wird sie sich an uns rächen wollen«, sagte ich.

»So ist es.« Morg Behan nickte.

Ich holte tief Luft. Das war natürlich nicht gerade gut, aber ähnliche Dinge hatten wir oft genug erlebt, und wir ließen uns auch nicht ins Bockshorn jagen.

»Wissen Sie noch etwas über die Eismeer-Hexe?« fragte Suko.

»Sie heißt Rakina, deshalb auch der Name der Rakis. Und sie wacht über die Natur. Sie ist die Beschützerin des Eises, der Wälder und des Meeres. Sie kann beschworen werden, dann soll sie, wenigstens der Sage nach, aus dem ewigen Eis erscheinen und sich dem zuwenden, der sie beschworen hat.«

»Ist das geschehen?«

Auf meine Frage hin runzelte Morg Behan die Stirn. »Möglicherweise ja.«

»Hat das Ihr Freund getan?«

»Er versuchte es zumindest. Ich selbst war nicht dabei. Er berichtete mir davon kurz vor seinem Tod.«

»Hatte er einen Grund?«

»Er schon.«

»Und welchen?«

»Es muß auch mit den Steinen zusammengehangen haben. Als er sie fand, entdeckte er auch eine Spur zu Rakina, der Eismeer-Hexe, und er sagte mir einmal, daß es sie geben würde.«

»Hat er sie gesehen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Gibt es eine Beschreibung von ihr?« erkundigte sich mein Freund Suko.

Morg nickte. »Dabei muß man aber den Legenden glauben, denn es ist lange her, daß sie von jemandem gesehen wurde, der darüber etwas sagen konnte, wissen Sie.«

»Die Beschreibung!« forderte ich.

»Ja, ja, natürlich. Sie ist groß. Manche meinen, so groß wie ein Berg. Andere vergleichen sie mit einem Haus. Sie ist eingehüllt in Pelz, obwohl ich daran glaube, daß sie keine Haut besitzt, sondern nur Fell. Und sie hat ein Gesicht, das dem einer Eskimofrau ähnelt. In ihrem Gesicht sollen auch Haare sprießen, und an der Stirn besitzt sie das, was wir auch bei Simon Garfield gesehen haben.«

»Eine Öffnung?« fragte ich.

»Stimmt, eine Öffnung. Deshalb war ich vorhin auch so entsetzt. Aus dieser Öffnung kommen, so steht es in der Sage, die Rakis. Diese Wesen, die wir…« Er schwieg.

»Wenn Rakina eine Öffnung in der Stirn besitzt«, nahm ich den Faden auf, »will ich das wohl gern glauben. Nur, weshalb besaß auch der Tote dieses Loch?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Er muß dann mit der Eismeer-Hexe in Verbindung gekommen sein«, folgerte Suko.

Das war auch meine Ansicht. Aber Garfield hatte nach den Steinen geforscht.

In welch einer Verbindung standen sie zu der Eismeer-Hexe. Ob der Mann zu Lebzeiten möglicherweise zwei Magien erweckt hatte?

Die Rätsel waren nicht kleiner, sondern größer geworden.

Ich atmete tief durch. Noch einmal ließ ich das Gespräch vor meinem geistigen Auge Revue passieren. Hatten wir vielleicht etwas übersehen?

War in den Worten des Morg Behan ein Hinweis versteckt gewesen?

Ich stolperte über nichts dergleichen. Dafür vernahm ich jedoch ein Geräusch und wurde aufmerksam.

Wir schauten uns alle drei um, suchten nach der Quelle und fanden sie auch.

Es war das Lager!

Da gab es nur eine Erklärung.

Der Tote sprach!

***

Auch Jane Collins wurde von dem Angriff des Raki überrascht. Damit hätte sie nicht gerechnet. Sie wußte um eine Gefahr, die hatte sie spüren können. Daß sich diese Gefahr jedoch aus einem so seltsamen Wesen zusammensetzte, wunderte sie.

Der Raki wollte zubeißen.

Blitzschnell ballte Jane die rechte Hand zur Faust und drosch damit zu.

Ein kraftvoller Hieb traf das kleine Wesen direkt über der aufgerissenen Schnauze. Die Wucht wirbelte das Tier zurück. Es fiel auf die Liege und federte dort nach.

Sofort wollte es wieder in die Höhe, doch Jane Collins ließ es nicht zu.

Nicht mit Gewalt bannte sie den Raki, sie setzte andere Kräfte ein. Hexenkräfte.

Wieder wurden ihre Pupillen zu schockgrünen Plättchen, und sie strahlten eine Kraft aus, der auch das Wesen nichts entgegenzusetzen hatte. Es wurde erwischt, als es hochspringen wollte, stieß einen kläglich klingenden Laut aus und fiel zurück.

Starr blieb es liegen.

Aber nicht tot.

Jane Collins hatte den Raki nur gebannt, denn sie war sicher, daß dieses Wesen sie auf eine weitaus wichtigere Spur bringen konnte.

Irgend jemand mußte es leiten, und Jane dachte wieder an die Hexenmagie, die sie gespürt hatte.

Stand das Tier damit in einem unmittelbaren Zusammenhang?

Jane wollte einfach nicht daran glauben, daß der Raki vor ihr aus eigenem Antrieb gehandelt hatte.

Auch weiterhin setzte Jane ihre rätselhaften Hexenkräfte ein. Sie beugte den Kopf ein wenig vor, und das Leuchten in den Augen verstärkte sich sogar, als sie auf den Raki starrte.

»Du!« zischte sie das bewegungslose Tier an. »Du gibst mir Antwort!«

Sie redete nicht normal, sondern in einer Sprache, die der Teufel erfunden hatte und die von den Hexen gesprochen wurde. Es waren kratzige Wortschöpfungen, kehlige Laute und Sätze, die kaum betont wurden.

Der Raki blieb starr liegen. Eine Antwort bekam Jane nicht. Sie konnte auch keine akustische verlangen, so etwas hätte dieses Wesen überfordert, aber sie sah etwas.

In den kleinen Augen des Tieres zeichnete sich etwas so scharf und deutlich ab, daß es trotz seiner geringen Größe sehr genau zu erkennen war. Jane sah ein Gesicht.

Sie hatte noch nie in ihrem Dasein in diese fremden Züge geschaut, aber sie merkte instinktiv die Verwandtschaft zwischen diesem fremden Gesicht und ihr.

Auch das war eine Hexe!

Sie ebenfalls.

Jane war verstummt. Mit ihren Blicken sezierte sie das andere Gesicht förmlich. Es besaß einen fremden Ausdruck. So ähnlich sahen Eskimos aus. Leicht geschlitzte Augen, eine etwas breite Nase und Fellhaare, die in der unteren Hälfte des Gesichts sprossen wie der dichte Bart eines Mannes.

Dennoch war sie eine Frau!

Und noch etwas stach Jane Collins ins Auge. Sie schaute sich zuletzt die Stirn an und erkannte dort einen seltsam dunklen Fleck.

Viel stärker gebräunt als die Haut. Man konnte den Fleck schon als schwarz bezeichnen.

War es ein Mal?

Jane blickte noch genauer hin, aber sie sah es nicht deutlicher als zuvor.

Eins stand fest. Jemand hatte sich gezeigt. Jane nahm auch die Ausstrahlung dieser anderen Person wahr, und sie spürte mit sicherem Instinkt, daß es sich bei dieser Fremden um eine Hexe handelte.

Wie sie auch eine war.

Allmählich wurden ihr die Zusammenhänge klar. Jane hatte, als sie

in London die Steine angriff, diese Hexenmagie verspürt. Dort war sie stärker gewesen, doch jetzt zweifelte sie, ob sie es schaffen würde, das Wesen abermals zu besiegen.

Zweimal war ihre Gegnerin erschienen. Jeweils in einem Auge zeichnete sich das Gesicht ab, das allmählich blasser wurde und wieder verschwand.

Auch Jane ging zurück. Sie hatte genug gesehen. Wahrscheinlich würde es keine andere Chance mehr geben, noch mehr über die Gegnerin zu erfahren, es sei denn, Jane schaffte es, die andere aus der Reserve zu locken, so daß sie sich gegenüberstanden.

Noch immer hielt sie das seltsame Tier mit ihrem Blick unter Kontrolle. Dabei überlegte sie, wie dieses Wesen in das Zimmer hatte eindringen können.

Möglichkeiten, ungesehen in einen Raum zu gelangen, gab es immer wieder. Beim Nachdenken lag auch das Motiv auf der Hand.

Jane Collins hatte sich durch die Vernichtung eines Steins auf die andere Seite gestellt. Also war die Hexe hier ihre Feindin. Um aber mehr Macht zu erlangen und auch viel über den geheimnisvollen Planeten der Magier zu erfahren, mußte Jane alles auf eine Karte setzen und jeden Widerstand brechen, der sich ihr entgegenstellte.

Auch den der anderen Hexe. Schaffte sie das nicht, konnte sie gleich wieder verschwinden.

»Nein!« flüsterte sie. »Ich weiche nicht. Ich werde den Kampf gegen dich aufnehmen. Ich will an die Macht. Ich will mehr wissen und tiefer in die Geheimnisse der Magie eindringen. Auch du kannst mich nicht davon abhalten, Unbekannte.« Kaum hatte sie die Sätze beendet, als sie auch den Bann aufhob, der bisher das seltsame Tier umfangen hatte.

Darauf hatte der Raki nur gewartet. Sein Fauchen war gleichzeitig Startsignal und auch Warnung.

Jane schnellte zur Seite. Das Tier verfehlte sie und wurde von einem Hammerschlag im Sprung erwischt und zu Boden geschmettert. Bevor es sich noch herumwerfen konnte, hatte Jane es abermals gepackt, in die Höhe gerissen und spielte ihre Hexenkräfte aus.

Fast ebenso, wie sie den Stein erledigt hatte, griff sie auch bei diesem Wesen ein.

Ihre Hände nahmen eine andere Färbung an. Die Hautfarbe wechselte, wurde grün, dessen Schein sich von einer Sekunde auf die andere intensivierte und auch auf das Wesen überging Der Raki wurde vernichtet.

Plötzlich hielt Jane das Tier nicht mehr fest. Die Hände griffen hindurch, und mehliger Staub rieselte als Wolke dem Boden entgegen, wo er sich ausbreitete und liegenblieb.

Jane Collins hatte gewonnen. Wieder einmal.

Sie lachte lauthals, bevor sie sprach: »Nein, wer mich packen will, muß schon mit härteren Bandagen kämpfen. Das war lächerlich, meine kleine Feindin, wirklich lächerlich.«

»Nicht Feindin, Hexe, sondern Todfeindin!«

Die dumpfe Stimme überraschte selbst die abgebrühte Jane Collins.

Auf dem Absatz fuhr sie herum, suchte den Gegner, sie sah ihn nicht, sondern vernahm nur die Stimme, die aus allen Ecken des Zimmers gleichzeitig tönte.

»Ich weiß, wer du bist, Hexe, ich weiß es sehr genau. Du hast einen Raki getötet. Und wer einen meiner Diener umbringt, steht auf meiner Liste. Ich beobachte dich, Hexe, sehr genau sogar. Und ich bin dir nahe, ganz nahe…«

***

Vor Überraschung standen wir auf dem Fleck und rührten uns zunächst einmal nicht.

Damit hatte keiner von uns gerechnet. Ein Toter, der plötzlich anfing zu reden und den man nicht als einen normalen Zombie bezeichnen konnte, so wie wir ihn kannten.

Er gab Worte von sich, die wir alle verstanden, da sie in unserer Sprache gesprochen wurden.

Leider redete er sehr leise, dem jedoch konnte abgeholfen werden, indem wir näher an ihn herangingen.

Nur Morg Behan blieb zurück. Er hatte schreckliche Angst bekommen, sich der sprechenden Leiche zu nähern. Verständlich, schließlich war Simon Garfield sein Freund und Partner gewesen.

In den Schuhen kam ich mir wie einer der amerikanischen Mondpioniere vor. Es war regelrechtes Trampeln, das mich voranbrachte.

»Ihr werdet büßen!« hörten wir die kratzige Stimme. »Ihr werdet büßen, nur büßen…«

Bei dem letzten Wort stoppten wir und blieben neben der Liege stehen. Keiner von uns verstand es, die Leiche hatte sich nicht bewegt, und auch ihr Gesicht nicht. Der Mund war weiterhin geschlossen. Man konnte die Wangen als starr bezeichnen, und auch über die Augen waren die Lider gezogen worden.

Womit hatte der Tote gesprochen?

Atemzüge vernahmen wir nicht. Wenigstens nicht von der lebenden Leiche. Auch keine Stöhnlaute, dafür zischte hinter uns Morg Behan die nächsten Worte durch die Zähne.

»Sie haben uns gefangen! Sie werden uns nicht mehr loslassen. Ich kenne das. Es ist grauenhaft – Teufelswerk…«

War es das wirklich? Wahrscheinlich. Um Morg kümmerten wir uns nicht mehr, denn die Leiche setzte ihre Ausführungen fort. »Ihr habt es

getötet, ihr habt es getötet…«

Und da sahen wir, womit der Tote ‘sprach’.

Mit dem Kopf.

Die Worte drangen aus dem Loch in seinem Schädel. Als wir genauer hinschauten, entdeckten wir auch, daß sich innerhalb dieser Höhle etwas bewegte.

Es war eine seltsame Masse. Dunkel und dennoch heller schimmernd, so daß wir in gewisser Hinsicht an ein Auge erinnert wurden. An ein Auge, in dem sich etwas abzeichnete.

Eine Gestalt!

Morg Behan hatte von einer geheimnisvollen Eismeer-Hexe gesprochen und sie uns auch beschrieben.

Das Bild, das sich innerhalb des Lochs abzeichnete, kam diesen Worten sehr nahe.

Die Person, die wir da sahen, mußte Rakina, die Eismeer-Hexe, sein!

Ein asiatisch geschnittenes Gesicht, das sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem meines Freundes Suko aufwies, wenigstens was die geschlitzten Augen anging. Es war aber breitflächiger. Die untere Hälfte besaß einen grauweißen Schimmer. Das konnten Fellhaare sein oder ein dort sprießender Bart. Ich versenkte meinen Blick in die Augen dieser legendären Gestalt. Die Pupillen besaßen kaum einen Farbton.

Man konnte sie als blaß bezeichnen, vielleicht ein wenig bläulich schimmernd, so daß sie mir vorkamen wie Eis, auf das Sonnenstrahlen fielen und auf dem gefrorenes Wasser eine etwas andere Farbe erzeugte.

Allmählich verschwand das Bild, ohne daß wir etwas dazu getan hätten. Wir schauten wieder in das Loch in der Stirn, und der Tote lag ebenso schweigsam vor uns wie zuvor.

»Was sagst du, John?« fragte mich Suko.

»Da scheint eine Legende Wahrheit geworden zu sein«, antwortete ich mit leiser Stimme.

Dennoch war ich auch von Morg Behan verstanden worden. »Ja!« rief er. »Ja, verdammt. Sie ist zu einer schrecklichen Wahrheit geworden, aber noch können wir sie vielleicht stoppen.«

Ich drehte mich um. »Wie denn?«

»Indem wir sie…« Er schüttelte den Kopf und kam langsam näher.

»Nein, wir müssen fliehen. Etwas anderes hilft uns nicht. Schnell zurück zum Hotel.«

»Und dann?« fragte Suko.

»In den Hubschrauber und weg!«

Aus seiner Sicht war das ein vernünftiger Standpunkt. Aber wir waren nicht so »vernünftig«. Wir würden nicht flüchten, sondern uns den Problemen stellen.

Diese Meinung las Behan von unseren Gesichtern ab. Er konnte es nicht fassen. »Sind Sie denn lebensmüde?« fragte er uns. »Verdammt, seid doch nicht so stur. In London habt ihr es geschafft, da seid ihr soeben noch entkommen. Das klappt in der Schneewüste Kanadas nicht. Hier befindet ihr euch auf fremden Territorium. Ihr müßt einfach meinen Ratschlag annehmen und fliehen.«

»Nein!«

Diese Antwort hatte Suko gegeben, und er sprach damit auch in meinem Sinne.

Die Schultern des Morg Behan sanken nach unten. Dabei bewegte er seinen Kopf von rechts nach links. »Ich sehe schon«, flüsterte er.

»Es hat keinen Sinn.«

»Behan!« sagte ich mit eindringlicher Stimme. »Sie haben bisher alles überstanden. Sie haben viel erlebt, sind mit Dingen konfrontiert worden, von denen die meisten Menschen nicht einmal etwas ahnen, und ziehen sich jetzt vor lauter Angst in ein Schneckenhaus zurück. Das verstehe, wer will. Mir ist es zu hoch.«

»Ich bin nicht lebensmüde!« gab er zurück.

»Wir auch nicht. Aber wir haben eine Aufgabe zu erfüllen, und die bringen wir zu Ende. Klar?«

»Ich kann Ihnen nur raten.«

»Das haben Sie getan«, sagte Suko, »und nun werden wir die ungastliche Stätte hier verlassen.«

»Was geschieht mit der Leiche?« fragte Behan.

»Darum werden wir uns noch kümmern.«

»Mir ist es egal.« Behan winkte ab, als er sich umdrehte. »Mir ist bald alles egal.« Hinter ihm schritten wir steif und unbeholfen dem Ausgang der Höhle zu.

Auch mir machte es keinen Spaß, gegen dieses Wesen namens Rakina zu kämpfen, aber danach fragte uns niemand. Wir mußten uns jedem schwarzmagischen Problem stellen.

Die Sonne war inzwischen weiter gesunken, und die Schatten der Berge wurden länger. Sie fielen in die Täler und auch auf die langen Schneehänge, so daß sie ihnen eine dunklere Farbe gaben.

Die Bretter standen noch so, wie wir sie verlassen hatten. Wir setzten die Brillen auf. Trotz der Schatten blendete der Schnee noch.

Behan schüttelte den Kopf. »Es wird in diesen Tälern sehr schnell dunkel. Wir sollten uns beeilen. Außerdem ist die Dämmerung oder die Dunkelheit auch ihre Zeit.«

Daß er damit Rakina gemeint hatte, war uns klar. Wir gingen auf seinen letzten Satz nicht ein, sondern schnallten die Bretter unter.

Das ist heutzutage keine Schwierigkeit mehr.

Dennoch brauchten wir länger als Morg Behan. Er hatte schon gedreht, sich auf die Stöcke gestützt und schaute den Hang hinab, den

wir zu nehmen hatten.

Unsere Spuren zeichneten sich noch deutlich im Schnee ab. Von dieser Höhe aus gesehen, kam mir der Hang verdammt steil vor, und in meinem Magen breitete sich ein flaues Gefühl aus.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Den werde ich wohl nicht ohne Sturz überstehen.«

»Besser hinzufallen, als in die Klauen der Eismeer-Hexe zu gelangen«, sagte Behan, der meine Worte gehört hatte. »Kommen Sie jetzt, wir müssen uns beeilen. Ich verfluche die Minute, in der ich mich entschlossen habe, mit Ihnen zu reisen.«

»Noch ist uns nichts passiert«, antwortete Suko und startete ebenfalls.

Auch ich drückte mich ab.

Morg Behan nahm auf uns, die weniger guten Läufer, keinerlei Rücksicht. Er zeigte jetzt, was in ihm steckte. Wahrscheinlich trieb ihn die Angst vor der Eismeer-Hexe so stark voran.

Es war noch kälter geworden. Die Schatten brachten tiefere Temperaturen mit. Wir hatten auch nicht vergessen, die Kapuzen hochzustülpen und sahen aus wie Leute vom Ku-Klux-Klan.

Der Wind wirbelte feinen Schnee hoch und wehte die Körner von der Seite her gegen unsere Körper. Ansonsten umfing uns das schon majestätische Schweigen der Bergwelt.

Die Skier schleiften durch den Schnee. Atem dampfte vor den Lippen.

Ich hatte mich inzwischen eingefahren und kam ebenso gut wie mein Freund Suko voran.

Morg Behan hatte es sehr eilig. Er stieß sich kraftvoll ab, und wir erreichten die Stelle, wo wir den Hang verlassen hatten, in ziemlich kurzer Zeit.

Mit einer eleganten Drehung schwang Morg Behan herum und stand schon so, daß er die Schußfahrt beginnen konnte.

Suko und ich hatten da mehr Mühe, die andere Stellung einzunehmen.

»Sie folgen mir!« rief Behan und startete, ohne eine Antwort abzuwarten.

Auch Suko stürzte sich ins Vergnügen. »Halte nur die Beine zusammen!« riet er mir noch, dann war auch er verschwunden.

Ich folgte ihm. Für einen Moment bekam ich Herzklopfen und hatte das Gefühl wie ein Fallschirmspringer vor seinem ersten Sprung. Das verging, denn es gab keine andere Möglichkeit mehr.

Ich mußte runter.

Der Schnee wirbelte auf, als die flachen, langen Bretter hindurchglitten. Morg Behan fuhr wesentlich besser und spurtreuer. Er hatte die Haltung eines Abfahrtsläufers eingenommen. Leicht in den Knien eingeknickt, die Arme angewinkelt, den Körper nach vorn geduckt, um so wenig Luftwiderstand wie nur eben möglich zu bieten.

Die Skistöcke hatte er unter die Arme geklemmt.

Es gelang mir nicht, in der alten Spur zu bleiben. Ich kam nach links ab, blieb jedoch auf den Beinen, denn zum Glück kreuzten keinerlei Hindernisse meinen Weg.

Die Fahrt wurde schneller.

Zum Glück war der Schnee weich und tief. Nur die Oberfläche zeigte sich etwas gefroren. Auf ihr schimmerten unzählige winzige Kristalle wie kostbare Diamantsplitter.

Wir konnten nicht in einer direkten Linie in das Hochtal hineinstoßen, sondern mußten einen Linksbogen fahren. Morg Behan machte es uns elegant und schwungvoll vor. Der Abstand zwischen ihm und uns vergrößerte sich rasch, und nach dem Bogen begann ein Stück Wald, herrlich gelegen, tief verschneit. Doch hatte ich Angst, denn wir mußten ihn ebenfalls umfahren, um anschließend die letzte Strecke bis zum Hotel unter die Bretter nehmen zu können.

Behan war bereits unseren Blicken entschwunden. Suko tauchte ebenfalls in die Kurve, packte sie auch, und im selben Augenblick vernahm ich den gellenden Schrei.

Nicht mein Freund hatte geschrien. Das mußte Morg Behan gewesen sein. Jetzt ärgerte ich mich darüber, als letzter zu fahren. Es war nicht mehr zu ändern, ich versuchte, noch mehr Schußfahrt zu bekommen, das war wohl ein Fehler.

Viel zu schnell tauchte die Kurve auf.

Hinein!

Ich legte mich auf die linke Seite und kam mir plötzlich wie ein Flugzeug vor, das von einem Flugschüler gesteuert wurde.

Ich schmierte ab.

Es war unmöglich, mich auf den Beinen zu halten, konnte auch nicht bremsen und lag im Schnee.

Die Geschwindigkeit behielt ich bei, tauchte in die weiße Masse ein, die mir plötzlich den Blick nahm, so daß ich das Gefühl hatte, unter einer weißen Kuppel zu schweben.

Alles weiß, wohin ich auch schaute. Der Schnee klebte in meinem Gesicht, setzte sich in den Haaren fest, und ich rutschte auch nicht mehr glatt weiter, sondern überschlug mich mehrere Male.

Eingehüllt in eine nie abreißende Wolke aus Schneestaub und Eiskristallen, wußte ich nicht mehr, wo oben, unten, rechts oder links war.

Manchmal bekam ich für den Teil einer Sekunde freien Blick, sah dann wieder Berge, die im nächsten Moment in die wirbelnde weiße Masse eintauchten.

Und weiter ging es.

Die rasende Schußfahrt war einfach nicht mehr zu stoppen. Im Meer hätte ich Wasser geschluckt, hier bekam ich Schnee in den Mund.

Ich spie und würgte, breitete Arme und Beine aus, wobei ich erst jetzt feststellte, daß ich längst die beiden Skibretter verloren hatte.

Noch einmal geriet ich in einen rasenden Wirbel. Überschlug mich dabei, rutschte weiter und konnte nur von Glück sagen, daß der Wald weit entfernt war und ich nicht zwischen die Bäume krachte.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte ich nicht. Irgendwann verlangsamte sich das Tempo, ich überschlug mich auch nicht mehr, sondern rutschte nur noch.

»John, gib acht!«

Es war die Stimme meines Freundes Suko. Und sie hatte verdammt nach Alarm geklungen.

Ich dachte wieder an den Schrei unseres Schützlings. Irgend etwas Schreckliches mußte vorgefallen sein. Was es genau war, bekam ich in den nächsten Sekunden zu sehen, als die rasende Schußfahrt endlich abgebremst wurde.

Ich hätte mich gern ausgeruht. Dazu war nicht die Zeit. Als ich nach rechts schaute, sah ich meinen Freund Suko im Schnee stehen.

Die weiße Pracht reichte ihm bis über die Knie. Suko hielt den rechten Arm ausgestreckt und deutete an mir vorbei.

Ich drehte den Kopf. In der Bewegung wischte ich mir den Schnee aus den Augen.

Klar und deutlich konnte ich sehen.

Der Wald war da. Verschneit die Tannen und Fichten. Ein Wintermärchen.

Doch ein verdammt grausames und blutiges.

Dicht vor dem Waldrand lag Morg Behan im Schnee. Auf ihn hatten sich zahlreiche Raki gestürzt. Und sie waren aus dem Riesenschädel der Eismeer-Hexe gekrochen, der wie eine große Halbkugel links neben dem Wald aus der weißen Fläche ragte…

Ich hielt den Atem an!

Daß wir der Eismeer-Hexe so rasch begegnen würden, damit hätte ich nicht gerechnet.

Die Beschreibungen stimmten. Die Hexe sah ebenso aus, wie die, die wir in der Schädelhöhle gesehen hatten.

Nur ins Unwahrscheinliche vergrößert!

Ich hatte mich nicht hingestellt, sondern kniete noch. Der Anblick dieser Dämonin machte mich auf schaurige Art und Weise an, er schockte mich, denn das Wort Riese war nicht übertrieben.

Ein gewaltiges Gesicht, von dem ich nur die obere Hälfte sah.

Augen, den größten Teil der flachen Nase und eine breite Stirn, die mir wie eine Wand mit einer großen Öffnung vorkam, aus der die kleinen gefährlichen Biester gekrochen waren.

Eben die Rakis!

Sie hatten sich in einer wahren Mordlust auf das Opfer gestürzt, der

verzweifelt gegen die Übermacht anging. In Behans unmittelbarer Nähe hatte sich der Schnee rot gefärbt. Es war das aus den Wunden ausströmende Blut gewesen, das diese makabren Spuren hinterlassen hatte.

Die Augen der Eismeer-Hexe wirkten auf mich wie übergroße Seen.

Sie besaßen die Kälte des Gletschers und das Wissen der Jahrtausende.

Ein Mythos, eine Legende war Wirklichkeit geworden. Sie paßte zu diesen gewaltigen Bergen. Da stimmten die Relationen einfach haargenau.

»John!« Abermals vernahm ich Sukos Schrei.

Ich drehte den Kopf und sah, wie mein Partner auf Morg Behan zuwankte, denn er wollte ihn im Kampf gegen die Rakis unterstützen. Ich sah diese mordgierigen Wesen über den Schnee hüpfen, und die Abwehrbewegungen des Mannes wurden immer schwächer.

Wir hörten sein verzweifeltes Stöhnen, auch wimmernde Geräusche.

Längst war seine Kleidung zerfetzt. Was diese verdammten Biester taten, das erledigten sie gründlich.

Suko allein würde es kaum schaffen, die Tiere aufzuhalten.

Deshalb mußte ich ihm helfen.

Ein wenig war ich schon angeschlagen. Der rasante Fall hatte mich mitgenommen, doch Zeit, um mich auszuruhen, konnte ich mir nicht nehmen. Es ging um das Leben eines Menschen.

Von zwei Seiten näherten wir uns dem verletzten Morg Behan.

Stets unter den erbarmungslosen Blicken der Eismeer-Hexe. Suko hatte seine Dämonenpeitsche gezogen. Durch seine Gehbewegungen wurde der Schnee in die Höhe gewirbelt. Er stäubte in das Gesicht meines Partners. Ich hatte mit den gleichen Problemen zu kämpfen.

Als Suko einmal den Kopf drehte und mich anschaute, merkte ich, wie verzerrt sein Gesicht war. Die Anstrengung stand in seinen Zügen zu lesen.

Mir erging es nicht anders. Es ist ebenso schwer, durch Tiefschnee zu laufen wie durch Wasser. Zudem trugen wir die unbequemen Schuhe, die für Bretter geeignet waren, nicht aber für einen Marsch in einer winterlichen Landschaft, die für uns jegliche Spur von Romantik verloren hatte. Denn es ging ums nackte Überleben.

Ich wollte Morg Behan Mut zusprechen und schrie ihm zu. »Halten Sie aus, Mann, wir kommen!«

Ob er mich gehört hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls hatte ich die Beretta gezogen, um die Rakis zu erwischen.

Ich schoß nicht, denn ich wäre zu leicht in die Gefahr gelaufen, auch Morg Behan zu treffen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf meine Füße zu verlassen.

Suko war näher bei ihm als ich. Leider noch zu weit entfernt, um

effektiv eingreifen zu können.

Und auch Rakina hatte etwas dagegen, daß wir den Mann retteten.

Schon einmal hatte ich ihre Stimme vernommen, nun hörten wir sie wieder, und sie kam uns vor wie das Grollen eines unheimlichen Donners. Aus den schrecklichsten Tiefen der Felsen schien sie zu stammen, um die Berge und uns das Fürchten zu lehren.

»Ihr werdet das Grauen erleben!« rief sie. »Ihr habt auf mich nicht gehört. Ich bin Rakina. Ich bin die wahre Hexe dieses Landes, und das werde ich euch beweisen.«

Wir hatten die Stimme vernommen und ließen uns nicht von ihr aufhalten.

Morg Behan war wichtiger!

Suko schwang bereits seine Peitsche. Er schlug sich ein, aber das alles nutzte nichts gegen die geballte Kraft dieser Eismeer-Hexe. Sie war unsere Gegnerin, und sie bewies es.

In Kinderbüchern wird der Sturm oder Orkan oft als rundes Gesicht mit gespitztem Mund dargestellt. So etwas Ahnliches erlebten auch wir, denn urplötzlich wuchs vor uns eine gewaltige Schneewand in die Höhe, die zu einem wirbelnden, tanzenden Berg wurde, in dessen Innern es heulte, jaulte und tobte.

Eine Lawine war es nicht, eher ein Wirbelsturm, ein Tornado oder eine Windhose.

In einer breiten Front wirbelte sie auf uns zu, verdeckte uns die Sicht zum Himmel, brachte wahre Berge von Schnee mit und schleuderte die Massen gegen uns.

Ich spürte den Anprall, der mich noch nicht von den Beinen riß.

Im nächsten Augenblick griff diese orkanartige Bö wie mit gierigen Händen nach mir, hob mich vom Boden ab und schleuderte meinen Körper in die Höhe.

Ich kam mir vor wie ein Turmspringer beim Salto rückwärts.

Wieder verschwand die Welt in einem rasenden Wirbel, der mich schüttelte, drehte, schleuderte und um mich herum tobte wie ein wütendes gefräßiges Raubtier.

Die Welt ging unter.

Schattenhaft sah ich eine Gestalt in meiner Nähe. Es war Suko, der den Kräften ebenfalls nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Er wurde weggefegt wie eine Schneeflocke.

Die Rache der Eismeer-Hexe war fürchterlich. Zu Spielbällen hatte man uns degradiert. Ich glaubte, durch die orkanartigen, orgelnden und jaulenden Geräusche das gewitterhafte Lachen der Dämonin zu hören.

Sie zeigte uns, wer in diesem Land das große Sagen hatte. Morg Behan konnten wir nicht mehr retten. Er würde zu einem Opfer der gnadenlosen Rakis werden.

Wie lange ich durch die Luft geschleudert wurde, konnte ich nicht sagen.
Das Zeitgefühl war einfach nicht mehr vorhanden. Das Ende geschah dabei so abrupt, wie alles seinen Anfang genommen hatte.
Ich raste zu Boden, erwartete den harten Aufprall und dachte nicht mehr an den Schnee, in den ich hineingestoßen wurde. Tief grub mich die Kraft ein.
Schlagartig wurde mir die Luft abgeschnürt.
Wie ein Schwimmer bewegte ich Arme und Beine. Ich kämpfte mich wieder an die Oberfläche, reinigte mein Gesicht vom Schnee, holte Luft wie jemand, der soeben aus den Fluten gerettet worden war und schaute mich um.
»Hallo, Eisbär!«
Das war Sukos Stimme. Mein Partner befand sich nicht weit von mir entfernt und »paddelte« ebenfalls im Schnee. Sein Gesicht glänzte feucht. Ein paarmal schüttelte er den Kopf und wühlte sich zu mir hin.
Es war wirklich ein Wühlen, von Gehen konnte keine Rede sein, denn der Sturm hatte wahre Massen von Schnee bewegt und sie verlagert.
Wir kämpften uns durch ein weißes, völlig neues Feld. So ähnlich mußte es auch in der Wüste nach einem Sandsturm aussehen.
Ohne darüber gesprochen zu haben, suchten Suko und ich beide das gleiche.
Es ging um Morg Behan!
Wo steckte er?
Die Schneeverwehungen waren so stark, daß wir keine Spur von ihm sahen, auch nicht von Rakina, der Eismeer-Hexe. Sie hatte sich zurückgezogen.
War alles nur ein Traum gewesen?
Unsere Blicke sprachen Bände. Wir wollten beide nicht daran glauben.
Nein, die Landschaft hatte sich tatsächlich so stark verändert, wir waren in einen Orkan geraten, der mit normalen Maßstäben überhaupt nicht zu messen war.
»Was ist das für ein Dämon!« sagte Suko und schüttelte den Kopf.
»Hast du das Gesicht gesehen, John?«
»Und wie.«
»Grauenhaft!« flüsterte der Chinese. »Und dann diese verfluchten Rakis. Ob Morg noch lebt?«
»Ich hoffe es.«
Wir schlugen den Weg zum Wald ein. Der Sturm hatte Tonnen von Schnee zwischen die Bäume geschleudert.
Irgendwo am Waldrand mußten wir Morg Behan finden, falls er überhaupt noch zu finden war.
Wir gaben nicht auf und kämpften uns voran. Mir fiel eines der

Skibretter in die Hände, das ich bei dem ersten Sturz verloren hatte.

Ich nahm es an mich und dachte dabei an die Männer der Bergwacht, die mit langen Stöcken nach den Lawinenopfern suchten.

Es vergingen Minuten, bis wir den Waldrand erreicht hatten.

Hier war der Schnee nicht mehr so tief, und beide blieben wir stehen. Suko deutete in die Runde.

»Hier irgendwo muß er doch verschwunden sein.«

Der Ansicht war ich auch und begann mit dem Brett zu stochern, um vielleicht auf Widerstand zu stoßen. Möglicherweise lebte Morg Behan noch, dann kam es auf jede Sekunde an.

Suko wühlte mit bloßen Händen, aber ich hatte das Glück, auf einen Widerstand unter der Schneefläche zu stoßen.

»Ich hab ihn!«

Suko stampfte zu mir. Sein Gesicht war naß, verzerrt. Der Schnee klebte in seinen Haaren. Wir trugen noch unsere dicken Handschuhe, als wir uns daranmachten, mit den Händen die Schneemassen aufzuwühlen.

»Was ist eigentlich mit deiner Peitsche?« fragte ich keuchend.

»Die habe ich festgehalten und jetzt wieder weggesteckt.«

Wenigstens ein kleiner Erfolg.

Auch meine Beretta war nicht unter den weißen Massen begraben worden. Ich hatte sie wie einen letzten Rettungsanker festgehalten.

Wir schaufelten gemeinsam den Schnee zur Seite. Vier Hände wühlten sich durch das weiße Zeug, und auch wir sackten des Öfteren tiefer in die weiße Masse.

Es war eine schweißtreibende Arbeit. Doch ich hatte einen Menschen ertastet, und den durften wir keinesfalls unter den Massen liegen lassen.

Suko verzeichnete einen ersten Erfolg.

»Okay, John!« rief er, »ich habe ihn.« Er räumte Schnee zur Seite und legte das Gesicht des Mannes frei.

Wir schauten hin.

Es kam uns vor wie eine gläserne Maske. So starr, unbeweglich und mit Zügen, die noch nach dem Tode die Angst zeigten, die der Mann an seinem Lebensende empfunden hatte.

Das Blut hatte sich verteilt. Wir sahen es nicht nur auf dem Gesicht, auch in den Haaren, und überall auch die Wunden. Von den Rakis gerissen. Sie hatten eine schlimme Rache genommen.

»Da ist nichts mehr zu machen!« flüsterte Suko. »Unsere Bemühungen waren umsonst.«

Ich nickte. »Trotzdem werden wir ihn wegschaffen. Wir können ihn ja nicht liegenlassen.«

»Sicher.«

Wieder machten wir uns an die Arbeit. Es war schwierig, die Leiche

ohne Hilfsmittel aus dem Schnee zu holen. Schließlich hatten wir es doch geschafft.

Wir überlegten, ob wir den Körper gemeinsam oder abwechselnd tragen sollten.

»Abwechselnd wäre wohl besser«, schlug Suko vor.

Ich zeigte mich einverstanden.

Mein Partner übernahm die Last auf der ersten Strecke. Ich half ihm dabei, die Leiche auf die Schulter zu wuchten.

Plötzlich hörten wir die Stimme. Schon zuvor hatten wir sie vernommen.

Auch diesmal klang sie uns grollend entgegen.

»Ich weiß und ich sehe alles. Es war die erste Warnung. Ihr werdet verschwinden. Laßt das ruhen, was mächtige Kräfte vor langen, langen Zeiten geschaffen haben…«

Rakina hatte gesprochen. Wir suchten nach ihr, konnten sie aber nicht entdecken.

»Wir gehen trotzdem«, sagte ich und übernahm die Führung.

Suko folgte in meiner Spur. Wir mußten den Wald umgehen. Danach würden wir schon das Hotel sehen.

Ständig sanken wir tief ein. Vor allen Dingen Suko, der durch das Gewicht der Leiche besonders schwer war.

Hinter mir hörte ich das scharfe Keuchen meines Partners. »Soll ich dich ablösen?« fragte ich.

»Nein, nein, es klappt schon.«

Die Zeit verstrich, und die Schatten wurden länger. In den Bergen, vor allen Dingen den engen Tälern, fiel die Dunkelheit oft sehr früh ein.

Wenn man auf den Gipfeln noch in den letzten Strahlen der Sonne baden konnte, war es in den Tälern nicht einmal mehr möglich, eine Zeitung zu lesen.

Bisher hatten wir viel Pech gehabt. Eine Strähne hält nicht immer an.

Das war auch bei uns so.

An Hubschrauber hatten wir uns in der letzten Zeit gewöhnt. Vor allen Dingen Suko, dem Jane Collins in London eine solche Maschine praktisch vor der Nase weggestohlen hatte.

Wir blieben stehen, als wir das typische Dröhnen vernahmen.

Zunächst konnte ich nichts sehen, dann, als das Geräusch lauter geworden war, sah ich den Copter.

Er flog dicht über den verschneiten Baumwipfeln des Waldes.

Feuerrot mit weißen Streifen, so war die äußere Verkleidung lackiert.

Ein Zeichen, daß der Hubschrauber zum Hotel gehörte.

Wir winkten.

Der Pilot entdeckte uns schnell, flog einen Bogen, um in unserer Nähe landen zu können. Die Maschine war für solche Landungen

speziell ausgerüstet. Sie besaß breite Skibretter als Kufen.

Schneewolken wirbelten in die Höhe, als sie vom Luftstrom der Rotorenblätter erfaßt wurden.

»Die letzten Meter schaffen wir auch noch«, sagte Suko und stampfte weiter.

Der Pilot hatte seine Maschine verlassen. Er bekam einen Schreck, als er den Toten sah.

»Mein Gott, wie konnte das passieren?«

Ich hatte mir schon eine Ausrede zurechtgelegt. »Er ist abgestürzt.«

»Glaube ich nicht so recht.« Der Mann beugte sich über die Leiche.

»Das sind seltsame Wunden. Ist er mit einem Raubtier in Berührung gekommen?«

»Ja.«

»Aber Bären soll es hier in der Nähe nicht geben. Die haben sich in die tieferen Wälder zurückgezogen.«

»Wir fanden ihn, da war er schon nicht mehr am Leben. Wir hatten uns getrennt, wissen Sie. Da mein Freund und ich keine perfekten Läufer sind, nahmen wir uns einen weniger steilen Hang vor.«

»Das ist verständlich.« Der Pilot nickte. »Und er? Wo ist er gelaufen?«

»Nahe der Felsen wohl.«

»Das ist gefährlich. Aber er kennt die Gegend doch…« Der Mann hob die Schultern. »Nicht mein Bier. Ich bin nur unterwegs, weil wir im Hotel ein Donnern gehört haben. Wir dachten sofort an eine Lawine. War es so?«

»Wir sind unter ihr begraben worden.«

»Er auch?« Damit meinte der Mann den Toten.

»Ja. Wir fanden ihn ein Stück entfernt, als wir nachsuchten. Es ist verdammt schlimm.«

»Da haben Sie recht. Ich kannte Morg Behan schon länger. Eigentlich habe ich ihn stets gemocht.« Er schüttelte den Kopf. »Daß ihn so ein Schicksal trifft, hätte ich nie erwartet.«

»Passen wir alle in den Copter?« fragte ich.

»Klar. Das geht.«

Wenig später waren wir eingestiegen. Der Start verlief glatt, und wir überflogen bald den Wald.

Aus der Höhe hatten wir einen völlig anderen Blickwinkel bekommen.

Wir sahen wieder eine herrliche, schweigende Bergwelt, eingepackt in die Zuckerwatte aus Schnee.

Im Schlagschatten einer hohen grauen Felswand stand das Hotel.

Es war modern eingerichtet. Luxus und Komfort wurden den Gästen geboten. Ein Paradies für Wintersportler. Seilbahnen und Skilifte führten tagsüber die Hänge hinauf zu den Gipfeln.

Die letzten Läufer jagten noch die Hänge hinunter. Jetzt fuhr keine

Seilbahn mehr hinauf, denn bei Dunkelheit war es auf den Pisten zu gefährlich.

Wir landeten dort, wo sich das große Landekreuz im Schnee abzeichnete und auch der Maschinenpark des Hotels stand.

Der Pilot setzte den Copter sicher auf.

»Warten Sie noch«, sagte er zu uns, als er sich losschnallte. »Ich hole den Direktor.« Er lächelte schief und nahm seinen Kopfhörer ab. »Sie wissen ja. Leichen sind für ein Hotel nicht gerade das beste Renommee.«

Da hatte er recht. Es war niemand eingeweiht. Für die Manager des Hotels waren wir normale Touristen.

Man hatte den Kasten in die schweigende Bergwelt gesetzt. Mir persönlich gefiel es nicht, denn ich wollte die Natur so lassen, wie sie war. Da brauchte ich nur an das schlichte Beispiel der Alpen zu denken, wie der Mensch durch unverantwortliche Bauweise und Spekulation in den Kreislauf der Natur eingegriffen hatte. Hoffentlich wurden die Rockies vor einem ähnlichen Schicksal verschont.

Wir hatten einen zur Realität gewordenen Alptraum erlebt. Eine Legende war Wirklichkeit geworden. Die Natur wehrte sich auf gewisse Art und Weise. Und irgendwie konnte ich Rakina sogar verstehen, auch wenn ich deren Methoden nicht billigen durfte.

Wir waren ebenfalls ausgestiegen und warteten vor der Maschine.

»Weißt du, worauf ich mich freue, John?«

»Ja, auf eine heiße Dusche.«

»Richtig.«

»Und dann?«

»Werden wir bleiben«, erklärte ich.

Suko zog die Nase hoch. »Das wollte ich auch sagen. Nur was wird Rakina unternehmen?«

Ich hob die Schultern. Wohl war mir nicht, wenn ich an sie und ihre deutlichen Warnungen dachte. Meine Gedanken wurden abgelenkt, denn der Pilot kam zurück. In seiner Begleitung befanden sich der Hotelmanager und zwei Hausdiener. Schon an dem blassen Gesicht des Direktors erkannte ich, wie peinlich ihm die Sache war. Man durfte hier alles, man bekam alles, nur sollte das Hotel keinen Schaden erleiden.

Der Ruf ging schließlich vor.

Noch ahnten wir nicht, daß die letzten Vorfälle erst der Beginn eines grausamen Spiels gewesen waren…

***

Auch Jane Collins hatte nichts vergessen. Sie stand vor dem Spiegel und tat das, was sie schon lange nicht mehr gemacht hatte. Mit dem Stift fuhr sie über ihre Lippen und legte ein zartes Makeup auf. Die

Wangen hatten bereits etwas Rouge bekommen. Lidschatten waren auch schon vorhanden, und nichts unterschied Jane Collins eigentlich von einer völlig normalen Frau.

Doch sie war eine Hexe!

Das durfte nie vergessen werden. Und sie war bereit, alles einzusetzen, um den Zustand zu erhalten. Sie hatte das Testament an sich genommen, sie wußte von einem Planeten der Magier, und sie wußte ferner, daß der Weg zu ihm nur über die Eismeer-Hexe Rakina führen konnte.

Sie und Jane Collins standen auf verschiedenen Seiten. Dies konnte und mußte man als Tatsache akzeptieren. Aber Jane dachte praktischer.

Vielleicht gelang es ihr, Rakina dazu zu überreden, daß sie sich ihr anschloß. Dämonen reagieren oft positiv auf gewisse Versprechen. Jane hoffte, daß die Eismeer-Hexe da keine Ausnahme machte.

Noch einmal betrachtete sie sich prüfend im Spiegel und war mit ihrem Aussehen zufrieden. Ja, so konnte sie bleiben. Sie wollte das Dinner einnehmen und sich anschließend an das nochmalige Studium des Testaments begeben. Am nächsten Tage hatte sie dann vor, gewisse Außenarbeiten zu erledigen, wie sie es nannte.

Vor allen Dingen mußte sie den Platz finden, wo die Steine gelegen hatten. Zu Fuß war es schlecht, aber man konnte sich einen Hubschrauber nebst Piloten mieten. Er würde sie zu dem Ort bringen.

Jane war praktisch und winterlich gekleidet. Zu dem Rollkragen-Pullover trug sie einen Cordrock. Ihre Füße verschwanden in weichen Stiefeln, und das blonde Haar fiel bis auf die Schultern.

Mit sich zufrieden verließ sie das Zimmer.

Vorsorglich hatte sie das Testament mitgenommen. Die dünnen Seiten steckten zwischen Gürtel und Pullover und waren auf den ersten Blick nicht zu erkennen.

Mit dem Lift fuhr Jane Collins nach unten. Gemeinsam mit einem älteren Ehepaar. Die Blicke des graumelierten Herrn saugten sich an Janes Gestalt fest, und die Detektivin mußte unwillkürlich lächeln. Sie hatte durch ihr Hexensein an Attraktivität nichts verloren.

Der große Speisesaal war gleichzeitig auch das Restaurant. Vom Foyer aus mußte man eine Ladenstraße durchqueren, deren Geschäfte jetzt noch geöffnet hatten.

Hier wurden vor allen Dingen Luxusgüter angeboten. Teure Kleidung, Andenken aus Gold und Diamanten sowie alles, was man für einen Skiurlaub benötigte.

Auch Zeitschriften und Bücher konnte man erstehen. Es gab sogar einen Videofilm-Verleih. Die entsprechenden Geräte waren zu leihen.

Langweilig würde es jedenfalls nicht werden. Auch wenn das Hotel mal völlig von der Außenwelt abgeschnitten war und selbst

Hubschrauber nicht durchkamen.

Licht, Chrom und Glas beherrschten das Restaurant. Im Dunkeln wirkte es besonders prächtig, da funkelten die Spotlights, als wäre ihr Licht von zahlreichen Diamanten und Prismen gebrochen.

Die Hälfte der Tische war bereits belegt. Die Gäste unterhielten sich leise. Man trug sportliche Kleidung, wie es sich eben für den »Apres-Ski« gehörte.

Jane Collins saß allein an einem Vierertisch. Zudem hatte sie das Glück, direkt am Fenster sitzen zu können. Die Außenleuchten des Hotels waren eingeschaltet und warfen ihre breiten Strahlen auf die glitzernde Schneefläche.

Als Aperitif wurde ein trockener Martini serviert. In ihm schwamm eine Olive.

Die Speisekarte lag bereit. Jane konnte zwischen vier Gerichten wählen.

Mit dem Dessert waren es jeweils fünf Gänge.

Während Jane noch überlegte, störte sie etwas.

Es war eine Warnung, und Jane reagierte auf sie so empfindlich wie ein Seismograph auf Erdbebenstöße.

Etwas paßte nicht. Es war zwar keine unmittelbare Gefahr, die sie spürte, dennoch hatte sie das Gefühl, von scharfen Augen beobachtet zu werden.

Jane legte die Karte wieder auf den Tisch und drehte sich auf dem Stuhl sitzend um.

Zwei Männer standen jetzt vor ihr.

***

Die beiden Männer waren Suko und ich.

Wir hatten Jane schon längst entdeckt und auch in unser Visier genommen.

Als sie sich umdrehte, merkte ich, wie gut sie sich in der Gewalt hatte, denn nicht ein Zucken in ihrem glatten Gesicht verriet, was sie über die veränderte Situation dachte.

»Guten Abend, Jane«, sagte ich.

Sie runzelte die Stirn. »Ob der Abend gut wird, wage ich zu bezweifeln.«

»Dürfen wir denn bei dir Platz nehmen?«

»Bitte, es sind genügend Stühle frei.«

Wir setzten uns. Ich hatte Jane Collins bisher noch nicht in dem Hotel gesehen. Sie uns wahrscheinlich auch nicht. Ein Zusammentreffen hatte sich jedoch nicht vermeiden lassen, da Jane die gleichen, wenn nicht besseren Informationen als wir besaß. Schließlich kannte sie das Testament.

Ihre Hände spielten mit dem Glas. Dabei schaute sie uns schweigend

an.

»Bist du schon lange hier?« fragte ich.

»Drei Tage.«

»Dann hast du einen Vorsprung.«

»Den habe ich immer.«

Ich lachte und gab keine Antwort, weil der Martini auch Suko und mir serviert wurde.

»Haben die Herren den Tisch gewechselt?« erkundigte sich der Ober höflich.

»Ja, das stimmt. Wir haben eine Bekannte getroffen.«

»Sehr wohl, Sir. Ich bringe dann noch Bestecke.«

»Das wäre nett.«

»Ihr wollt mir also immer Gesellschaft leisten?« fragte Jane, nachdem der Ober verschwunden war.

»Wenn du nichts dagegen hast.«

Jane hob die Schultern, Sie öffnete ihre kleine Handtasche und holte ein schmales Etui hervor, in dem sich Zigaretten befanden. Ich gab ihr Feuer, als das Stäbchen zwischen ihren blaß geschminkten Lippen steckte. Über die Flamme hinweg schauten wir uns an.

Janes Augen funkelten. Sie zeigten Spott und einen Ausdruck der Härte. Das war nicht mehr die Jane Collins, wie ich sie von früher her kannte. Ihr Hexendasein hatte sie total verändert.

Jane stieß den Rauch aus. »Bist du gekommen, um mich anzuklagen oder zu belehren?«

»Worüber?«

»Du hast mir doch in London erzählt, daß ich Morde auf dem Gewissen habe. Bitte…«

»Meine Ansicht kennst du, Jane, und Suko wird ebenso denken«, erwiderte ich. »Uns interessiert heute etwas völlig anderes.« Ich sprach nicht mehr weiter, weil der Ober die Bestecke brachte und auch schon die Vorspeise hinstellte. Pastete mit Cumberland-Soße, dazu Waldorf-Salat.

Jane griff zu Messer und Gabel. »Rakina, nicht wahr?«

»Genau.«

»Hast du sie schon kennengelernt?« erkundigte sich Suko.

»Ich sah sie.«

»Wo?«

Jane lächelte und kaute gleichzeitig. »In meinem Hotelzimmer. Sie hat mir Besuch geschickt.«

Suko griff zum Tafelwasser, von dem eine Literflasche auf jedem Tisch stand. Während des Einschenkens fragte er: »Aber nicht Rakina selbst, oder irre ich mich da?«

»Nein, sie kam nicht. Sie schickte einen kleinen Dämon als Diener.«

»Den Raki«, sagte ich schnell.

»Du kennst ihn?«
»Ja. Wir haben selbst unsere Erfahrungen mit ihm gemacht. Und noch etwas, Jane. Morg Behan ist tot. Und rate mal, wer ihn umgebracht hat?«
»Rakina?«
»Nein, ihre Diener.«
Jane nickte und aß ein Stück Pastete. »Ja, diese kleinen Teufel sind gefährlich, das habe ich selbst bemerkt. Ich mußte Hexenkräfte anwenden, um den Raki zu zerstören.«
»Damit stehst du auf Rakinas Liste.«
Sie schaute mich an und schob ihren Teller zur Seite. »Wieso?«
»Jeder, der einen ihrer kleinen Diener tötet, ist für sie ein Feind, den sie vernichten will. So sieht ihre Rechnung aus.«
Jane runzelte die Stirn und leerte ihr Glas. Suko und ich aßen. Die Pastete schmeckte gut. Über die Gabel hinweg beobachtete ich Jane.
Meine letzte Antwort hatte ihr wohl nicht gepaßt. Hatte sie sich eventuell etwas ausgerechnet? Vielleicht eine Zusammenarbeit?
»Nun?«
Die ehemalige Detektivin hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Ich müßte mich mit ihr persönlich auseinandersetzen.«
»Was du auch vorhast – oder?«
»Das gebe ich zu.«
Auch wir hatten unsere Teller geleert und schoben sie zur Tischmitte hin. »Täusch dich nicht, Jane«, warnte Suko. »Rakina ist gefährlich. Wie ich sie einschätze, wird sie sich kaum auf Kompromisse einlassen, das ist gewiß.«
»Sie ist eine Hexe«, antwortete Jane. »Und auf eine gewisse Art mit mir verwandt.«
Wir stellten eine Antwort hintenan, denn der Ober kam und räumte ab.
Nachdem er gegangen war, schüttelte ich den Kopf. »Ist Wikka nicht auch eine Hexe?«
»Natürlich. Aber die beiden kannst du nicht miteinander vergleichen. Sie ist eine Feindin geworden.«
»Rakina auch.«
»Das glaube ich nicht.«
»Du hast einen ihrer Diener getötet«, stand Suko mir bei.
»Darüber läßt sich reden. Ich spüre jedenfalls eine Artverwandtschaft, und ich denke nicht im Traum daran, jetzt schon aufzugeben. Darauf gebe ich euch mein Wort.«
Man brachte die Suppe. Sie war aus frischen Tomaten hergestellt worden und schmeckte sehr gut.
Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Hin und wieder beobachtete ich Jane und stellte fest, daß es hinter ihrer Stirn

arbeitete.

Wahrscheinlich dachte sie über unsere warnenden Worte nach.

Rakina als Feindin zu haben, erschien ihr wohl nicht erstrebenswert zu sein.

Ich ließ den Löffel sinken. »Nun?«

Auch Jane hatte ihre Tasse geleert. Mit der Serviette tupfte sie die Lippen ab. »Ich weiß nicht, was deine Frage soll?«

»Hast du über Rakina nachgedacht?«

»Ach so.« Sie legte die Serviette fast achtlos zur Seite. »Natürlich habe ich das.«

»Und?«

»Wir werden uns schon auf eine gemeinsame Basis einigen können. Aber das ist nicht euer Bier.«

Ich hob die Schultern. »Es könnte aber unser Bier werden, Jane. Du kennst unseren Job. Wir sind darauf eingeschworen, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen, wo wir sie finden. Das weißt du genau. Deshalb werden wir uns irgendwo treffen.«

»Und untergehen«, sagte sie hart.

»Das hoffst du. Wir sehen es anders.«

Sie winkte ab. »Was soll das denn alles? Meine Position ist die bessere. Seht es ein.«

»Du hast und kennst das Testament des Simon Garfield, nicht wahr?«

Suko hatte die Frage gestellt.

»Natürlich.«

»Und?«

»Nichts und. Ihr glaubt doch nicht im Ernst, daß ich euch den Inhalt verraten werde.«

»Es wäre zu überlegen«, sagte ich. »Vielleicht hast du dich dabei übernommen. Wie ich die Sache sehe, muß Simon Garfield einiges herausbekommen haben.«

»Das hat er auch.«

»Macht es dich glücklicher?«

»Das nicht gerade«, gab Jane Collins zu. »Nur stärker. Ich weiß, wo es langgeht.«

»Wie schön für dich«, bemerkte Suko spöttisch.

»Dann kennst du auch die Verbindungen zwischen Arkonada und dem Planeten der Magier.«

»Möglich…«

Jane wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Aus ihrer Sicht verständlich.

Uns allerdings paßte es nicht in den Kram. Der Planet der Magier stellte eine Gefahr dar. Alles, was mit Arkonada zusammenhing, war lebensgefährlich. Da brauchte ich nur an den Würfel des Unheils zu denken, der sich in seinem Besitz befand.

Und noch jemand fiel mir ein.
Myxin!
»Hast du eigentlich auch an den kleinen Magier gedacht?« fragte ich sie.
»Ein wenig.«
»Er besitzt die Totenmaske aus Atlantis. Wie ich ihn erlebt habe, ist er damit in der Lage, gewisse Dinge zu zerstören. Die Steine waren das beste Beispiel.«
»Myxin ist auch dein Gegner!« Näher wollte Jane auf meine letzte Bemerkung nicht eingehen.
»Es kann sein…«
»Es ist so!« stellte Jane richtig. »Hat er dich nicht mit Karas Schwert töten wollen?«
»Vor einigen Tagen reagierte er anders. Und auch in der Träne des Teufels, in der wir alle gefangen waren.«
»Hör mir doch damit auf!« Jane winkte ab.
»Bitte vorsichtig.« Wir vernahmen die Stimme des Obers, als er ein großes Tablett herbeischleppte, auf dem die Zwischengerichte standen.
Schalen mit Orangen-Sorbet.
»Eis ist genug draußen«, sagte Suko und drehte seinen Kopf zum Fenster. »Ich werde mich hier mal raushalten. Wenn du mein Sorbet möchtest, Jane…«
»Rede keinen Unsinn.« Sie gab sich ärgerlich und schüttelte wütend den Kopf.
»Jetzt scheint es noch einen Sturm zu geben«, sagte Suko, der aus dem Fenster geschaut hatte.
Ich drehte den Kopf. In der Tat hatte sich das Wetter verändert.
Wir hörten nichts, da die Scheibe sehr gut isolierte, aber wir sahen die gewaltigen Schneemassen, die, vom Wind gepackt und getragen, fast waagerecht durch die Luft geschleudert wurden.
Ich kannte dieses Phänomen, das zumeist in den Bergen auftrat.
Von einer Sekunde zur anderen änderte sich das Wetter. Der Himmel konnte noch so klar und wolkenlos sein, plötzlich war er eingepackt in graue Dunstschwaden, und ein wütender Sturm fauchte durch Täler und über Berggipfel hinweg.
Suko zog ein besorgtes Gesicht, auch meine Gedanken waren nicht eben fröhlich. Aus Janes Zügen lasen wir nichts ab. Sie waren unbeteiligt. Man konnte nicht erkennen, was sie dachte.
Der Betrieb lief weiter. Leise Musik drang aus versteckt angebrachten Lautsprechern. Die Ober waren beschäftigt, und drei Restaurant-Chefs wachten mit Argusaugen darüber, daß auch alles perfekt und glatt ablief.
Kein Gast brauchte lange zu warten.

Das Hauptgericht wurde serviert. Schweinefilet, Broccoli und hauchdünne Bratkartoffeln, die von einer hellen Eisoße überzogen waren. Das roch sehr gut. Auch das Fleisch war vorzüglich gebraten und besaß in seinem Innern einen rosafarbenen Schimmer.

Mein Appetit hielt sich in Grenzen, denn etwas lag mir wie ein Kloß im Magen. Das konnte die Furcht vor der nahen Zukunft sein.

Nur Jane aß. Während sie das Fleisch in kleinere Stücke schnitt, lächelte sie still vor sich hin. Es war ein etwas überhebliches Lächeln, gleichzeitig auch wissend, aber es machte uns nicht nervös.

Wir bestellten keinen Wein wie die meisten anderen Gäste, sondern hielten uns an Mineralwasser.

Es paßte mir nicht, daß wir in diesem Restaurant saßen, um zu speisen, während vielleicht an einer anderen Stelle – und dies ganz in der Nähe – etwas Schreckliches geschah oder zumindest vorbereitet wurde.

Die plötzliche Durchsage traf uns überraschend und mitten in der Mahlzeit.

Der Hotel-Direktor wollte etwas von den Gästen.

Nach einigen Entschuldigungen und höflichen Floskeln kam er endlich zur Sache.

»Sie werden es selbst bemerkt haben, Ladies and Gentlemen, daß draußen ein Unwetter tobt. Das ist in dieser Gegend nichts Besonderes und auch nicht außergewöhnlich. Sie befinden sich in einem Luxus-Hotel. Hier sind Sie sicher. Die Erbauer haben an alles gedacht. Uns kann nichts passieren. Die Scheiben halten selbst dem starken Druck stand. Außerdem besitzen wir ein eigenes kleines Kraftwerk, das gegen sämtliche Witterungsverhältnisse geschützt ist. Dies wollte ich Ihnen nur mitteilen, da mich einige besorgte Anfragen unserer Gäste erreicht haben. Es gibt überhaupt keinen Grund, sich Gedanken zu machen. Wir haben alles im Griff. Und nun, Ladies and Gentlemen, wünsche ich Ihnen einen guten Appetit. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.«

Das war es also.

Suko schaute mich an. »Mußte er das sagen?«

»Vielleicht.«

»Ich weiß nicht, John, ich habe ein dummes Gefühl dabei.«

»Wieso?«

Suko deutete nach draußen. »Du weißt selbst, wie schnell das Wetter in den Bergen umschlagen kann. Aber ohne Vorwarnung so wie hier ist mir das ein wenig suspekt. Das ging ja schlagartig.«

Ich nickte. »Und was folgerst du daraus?«

»Daß andere Kräfte am Werk sind oder waren«, erklärte mein Freund und Kollege.

Da konnte er unter Umständen richtig liegen. Auch ich hatte Rakinas

Warnung noch im Ohr.
Nur Jane blieb gelassen. Sie lächelte versonnen und trank einen Schluck Mineralwasser.
Vom Nebentisch hörten wir Gesprächsfetzen. Ein Mann sagte zu seiner Begleiterin: »Damals auf der Titanic haben sie ähnliche Worte gebraucht.«
»Wieso? Du warst doch da nicht dabei.«
»Ich habe aber den Film gesehen.«
»Die Titanic war ein Schiff. Dies hier ist ein Erster-Klasse-Hotel. Außerdem schwimmt es nicht auf dem Wasser.«
»Der Schnee kann manchmal ebenso schlimm sein.«
Da war ein wahres Wort gesprochen worden. Auch Suko und mir hätte er uns fast das Leben gekostet.
Ich schaute wieder durch die gewaltige Panoramascheibe. Es war gespenstisch. Draußen tobte und heulte eine Hölle, wir aber hörten nichts davon.
Nur die nie abreißenden Schneevorhänge waren zu sehen. Der Wind brachte ungeheure Mengen mit. Hinzu kam die Dunkelheit.
Man konnte wirklich die Hand nicht mehr vor den eigenen Augen sehen.
Ein Wetter zum Weglaufen oder zum Drinbleiben.
»Ihr denkt an Rakina, nicht wahr?« fragte Jane plötzlich und ließ das Besteck sinken.
»So ungefähr«, gab Suko zurück.
Jane nickte. »Sie ist eine Hexe und besitzt gewaltige Kräfte. Ich kann das beurteilen, auch ich bin fast jedem Menschen überlegen. Nur sind die Kräfte der Rakina anders gelagert. Mit meinen oder mit Wikkas nicht zu vergleichen. Rakina kann die Natur beeinflussen. Sie muß sich gewissermaßen als Wächterin über das Land sehen. Und sie stammt aus einer Zeit, wo Magie herrschte und an Menschen noch nicht zu denken war.« Janes Augen bekamen einen schwärmerischen Glanz. »Es muß herrlich sein, mit ihr zusammenzuarbeiten. Meine Kräfte und ihre, das ergibt ein kaum vorstellbares Ergebnis.«
»Kann schon sein«, bemerkte ich.
Jane Collins beugte sich ein wenig vor. »Macht euch das keine Angst, ihr beiden Geisterjäger?«
Ich hob die Schultern. »Angst ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Unangenehm könnte es werden, das will ich offen zugeben.«
»Ich an eurer Stelle würde fliehen«, sagte Jane und deutete nach draußen. »Auch wenn das Wetter so mies ist.«
»Wir bleiben immer bis zum Finale«, sagte Suko.
»Das ins Auge gehen kann.«
»Dieses Risiko sind wir gewohnt.«

Ich schob meinen Teller zur Seite, denn ich hatte keinen Hunger mehr.

»Sag mal, Jane«, begann ich. »Wir sitzen hier wie die besten Freunde oder wie in alten Zeiten. Beides trifft nicht zu…«

»Korrekt, John Sinclair.«

»Dann frage ich mich, weshalb du nicht versuchst, uns zu töten. Du siehst dich selbst als mächtige Hexe, und es müßte doch ein Leichtes für dich sein, uns umzubringen.«

»Im Prinzip ja«, gab Jane Collins in einer gewissen Selbstüberschätzung zu. »Aber ich habe Zeit. Ich möchte noch warten.«

»Oder sollen wir dir den Weg ebnen?«

»Wieso?« Sie fragte zwar nach, ihrem Gesicht allerdings sah ich an, daß sie genau wußte, wohin ich mit meiner Frage zielte.

»Den Weg zu Wikka.«

Sie winkte ab. »Den finde ich allein. Oder Wikka findet mich. Irgendwann wird sich das schon ergeben, das könnt ihr mir glauben. Die Zukunft wird sehr interessant, davon bin ich fest…«

»Entschuldigen Sie bitte, daß ich Ihre Unterhaltung stören muß, aber ich hätte gern mit Mr. Sinclair…«

»Ja, das bin ich«, sagte ich und drehte den Kopf.

Neben dem Tisch stand einer der Restaurantchefs. Er lächelte verkrampft und fühlte sich unwohl. »Wenn Sie die Güte hätten, mich zu Mr. Kinsey zu begleiten.«

»Das ist der Direktor?« fragte ich, weil ich den Namen mal im Vorbeigehen gehört hatte.

»Ja, Sir, so ist es.«

»Was gibt es denn?« wollte ich wissen, während ich schon meinen Stuhl zurückschob.

»Da bin ich leider überfragt, Sir. Das möchte Ihnen Mr. Kinsey selbst mitteilen.«

»Gut, ich komme.«

»Danke, Sir, ich hätte Sie wirklich nicht gestört, wenn mich Mr. Kinsey nicht gebeten hätte.«

»Klar.«

Der Knabe ließ mich vorgehen. Suko und Jane schauten uns erstaunt nach. Im Weggehen hörte ich die flüsternde Stimme der Hexe. »Was ist denn los?«

Sukos Antwort verstand ich nicht, da wir uns bereits zu weit entfernt hatten.

Die große Glastür schwang nach rechts und links, als wir einen im Boden verborgenen Kontakt berührten. Mit eiligen Schritten durchquerten wir die Ladenstraße und gelangten ins Foyer, wo der Direktor bereits auf uns wartete.

Er zog mich zur Seite und entschuldigte sich ein paarmal wegen der Störung. »Aber es ist wirklich dringend.«
»Gut, Mr. Kinsey, kommen Sie zur Sache.«
Er hatte ein blasses Gesicht, und noch mehr Farbe wich daraus, als er mir den Grund erklärte. Mit leisen Worten sagte er den nächsten, entscheidenden Satz.
»Der Tote, Sir, den Sie gebracht haben…«
Ich verdrehte die Augen. »Was ist denn mit ihm?«
»Er ist verschwunden!«

***

Das war tatsächlich ein Schlag ins Kontor. Damit hatte ich nicht gerechnet.
Ich schaute den Mann an. Sein schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt.
Passend trug er den dunklen Anzug mit einem weißen Reverstuch. Die etwas dicken, vorstehenden Lippen zitterten, und er bewegte bestätigend den Kopf.
»Verschwunden, Sir, verschwunden.«
»Einfach so?«
»Ja. Wir haben keine Erklärung.«
Ich holte tief Luft. Das sah natürlich schlecht aus. Eigentlich hätten wir damit rechnen müssen, nach dem, was wir mit Simon Garfield erlebten. Morg Behan war durch die Diener der Eismeer-Hexe getötet worden. Daran gab es nichts zu rütteln. Dennoch war seine Leiche verschwunden. Da gab es zwei Möglichkeiten. Entweder hatte man sie gestohlen, oder sie war zu einem Zombie geworden und von selbst gegangen.
Ich tippte eher auf letzteres.
»Wo war der Tote denn untergebracht?« fragte ich den Hotelchef.
»Wir haben hier verschiedene Kellerräume. Dort sind auch die Versorgungsanlagen…«
Ich ließ ihn nicht ausreden. Möglicherweise zählte jede Sekunde.
»Bitte, zeigen Sie mir die Räume.«
»Natürlich, kommen Sie mit.«
Quer durch das jetzt ruhige Foyer mußten wir. Vor einer Lifttür blieben wir stehen. Sie war breiter als die der normalen Fahrstühle.
Der dahinterliegende Aufzug diente zum Transport von Gütern.
Die Kabine war kahl. Man hatte die Wände mit Blech verkleidet.
»Der Keller liegt noch unter dem Pool«, erklärte mir Mr. Kinsey.
»Sind die Räume betoniert worden, oder bestehen sie noch aus dem nackten Fels?«
»Nein, nein. Man hat sie schon betoniert.« Der Mann war nervös.
Häufig zuckte er mit den Augenwimpern. Der Aufzug ruckte ein

wenig nach, bevor er stoppte.

Mr. Kinsey drückte die Tür auf und ließ mich vorgehen. Kühle umfing mich. Sie wehte durch einen Gang, der links des Aufzugs in den Keller stieß.

Ich wunderte mich über die Leitungen dicht unter der Decke. Es waren dicke Rohre, die meisten davon beschlagen. Ein leises Summen drang an meine Ohren und auf den meisten Türen, die wir passierten, standen Warnungen.

Der Eintritt war überall verboten.

Den Gang ließen wir hinter uns und gelangten in einen Bereich, wo eine Treppe nach oben führte.

»Dort kann man auch den Pool erreichen«, erklärte mir der Hotel-Direktor.

»Aha.«

Mr. Kinsey war schon zur Seite gegangen und öffnete eine schmale Tür. Mit Eisenblech war sie verkleidet worden.

Wir betraten einen Lagerraum. Jedenfalls machte er auf mich den Eindruck, denn ich sah zahlreiche Kisten und große Pakete. Sie standen in Metallregalen. Der kleine Gabelstapler in der Ecke wirkte wie verloren.

Im Hintergrund des schmalen Raums stand eine alte Liege. Davor blieben wir stehen. »Hier hat er gelegen«, erklärte Kinsey und schüttelte sich. »Jetzt ist er verschwunden.«

Ich runzelte die Stirn. »Haben Sie bei Ihren Mitarbeitern mal nachgefragt, ob einer von ihnen…?«

Kinsey rang beide Hände. »Um Himmels willen, Mr. Sinclair. Das kann ich mir nicht erlauben. Nein, davon wissen nur Sie und ich etwas. Ich habe dieses Phänomen ja entdeckt.« Trotz der Kühle schwitzte er.

Mit einem Tuch tupfte er die Tropfen von seiner Stirn.

Ich suchte nach Spuren. Die Leiche war naß gewesen. Wenn sie von allein den Raum verlassen hatte, mußte es irgendwelche Abdrücke auf dem Boden geben.

Danach forschte ich.

Ich hatte Glück. Zwar waren sie schon fast eingetrocknet, bei genauerem Hinsehen jedoch konnte man sie erkennen. Unsere Spuren waren es nicht, es gab also nur eine Möglichkeit, wenn man irgendeinen dummen Zufall mal ausschloß.

»Was suchen Sie denn?« fragte mich der Direktor, als er mich in der gebückten Haltung sah.

»Ich habe Abdrücke gefunden.«

»Von dem Toten?« Erschreckt klang die Stimme.

»Ja.«

»Meine Güte, das kann doch nicht wahr sein. So etwas gibt es nur im

Roman oder im Film.«
»Da auch«, erwiderte ich trocken und verfolgte die hinterlassenen Spuren weiter.
Sie führten auf direktem Weg zur Treppe. An ihrem Ende sah ich eine Tür.
Ich deutete auch nach vorn. »Führt die Tür zum Pool?«
»Ja.«
»Ist sie abgeschlossen?«
»Sie müßte offen sein.«
Da wurde mir einiges klar. Wenn der lebende Tote den Weg weiter gegangen war, hatte er die Treppe benutzt und hielt sich möglicherweise am oder im Pool auf.
»Wollen Sie damit sagen, Mr. Sinclair, daß die Leiche unter Umständen…?«
»Genau das wird es sein«, erwiderte ich und marschierte auf die Treppe zu.
Kinsey folgte mir langsamer.
Ich hielt meinen Blick nach unten gerichtet, weil ich mich vom Weg der Leiche noch genau überzeugen wollte.
In der Tat entdeckte ich auch auf den Stufen Fußspuren.
Und an der Tür!
Für einen Moment blieb ich stehen. Ich spürte, daß etwas Entscheidendes in der Luft lag, drehte den Kopf und schaute auf den drei Stufen unter mir gespannt wartenden Direktor.
»Bleiben Sie ruhig!« warnte ich ihn. »Was immer auch passieren sollte, behalten Sie die Nerven.«
»Klar, sicher…«
So sicher war das nicht. Wenn er erst einmal einen Zombie gesehen hatte, würde er bestimmt unsicher werden. Ich konnte ihn auch schlecht wegschicken.
Mit der rechten Hand drückte ich die Klinke nach unten und stieß die Tür dann mit dem Fuß auf.
Sie schwang nach innen, und ich schaute in einen gefliesten Gang, in dem rechts und links die Türen der einzelnen Duschkabinen abzweigten.
Von Morg Behan keine Spur.
»Sehen Sie was?« flüsterte Kinsey.
»Nein.«
Das kalte Röhrenlicht erhellte jede einzelne Fliese. Es roch nach Chlor, Seife und Parfüm.
»Links geht es zum Pool!« erklärte Kinsey.
Ich nickte dankend und machte mich auf den Weg. In den Kabinen würde ich später nachschauen.
Ich war natürlich in Bereitschaft und hatte meine rechte Hand auf

den Griff der Beretta gelegt. Wenn es nötig erschien, wollte ich die Waffe so rasch wie möglich ziehen.

Der offene Durchgang zum Pool lag auf der linken Seite und direkt am Ende des Gangs. Ich ging hindurch und sah zuerst das Becken. Die grünen Fliesen gaben dem Wasser einen grasigen Schimmer. An der Decke spiegelten sich die Wellen.

Eine kleine fahrbare Bar war ebenso vorhanden wie bequeme Liegestühle an den Längsseiten des Pools.

Diese ersten Blicke waren alle nur sehr kurz und prüfend gewesen.

Länger saugten sich meine Augen an dem Sprungturm fest.

Es existierten zwei Sprungbretter.

Eines in der Höhe von ungefähr eineinhalb Yards, das zweite etwas mehr als doppelt so hoch.

Und auf ihm hockte ein Mann.

Eigentlich ein Toter, denn es war Morg Behan. Über seinen Augen, direkt auf der Stirn, befand sich eine dunkle Öffnung.

Ich wußte Bescheid.

Rakina hatte auch ihn erwischt!

Drei Schritte war ich gegangen, dann blieb ich stehen. Meine Hand lag nach wie vor auf dem Berettagriff. Ich sprach auch kein Wort, sondern schaute den lebenden Toten nur an.

Obwohl die Atmosphäre in einem Hallenpool stets als kühl bezeichnet werden konnte, spürte ich dennoch etwas von dieser Unheimlichkeit, die der lebende Tote abstrahlte. Es war ein böser grauenvoller Hauch, der die Schwimmhalle schwängerte. Auch Kinsey bemerkte ihn, denn er begann hinter mir zu stöhnen.

»Das ist er, verdammt, das ist er!« hörte ich den Direktor flüstern.

»Mein Gott, ich werde noch irre…«

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr ich ihn an. »Und bleiben Sie um Himmels willen da, wo Sie jetzt sind. Nichts auf eigene Faust unternehmen.«

»Und Sie?«

»Ich werde die Sache regem.« Das war nicht so dahergesagt, mit lebenden Leichen hatte ich schließlich meine Erfahrungen gesammelt.

Ich ahnte, daß der Mann noch etwas sagen wollte, er schwieg aber.

Nur sein heftiges Atmen hörte ich.

Der lebende Tote begrüßte mich. Er saß vorn auf dem Sprungbrett, das bereits über dem Wasser stand. Leicht wippte das Brett auf und nieder.

»Hallo, John, hast du mich endlich gefunden?«

»Wie du siehst.«

Er lachte und bog dabei den Kopf zurück. Das Lachen schallte durch die Halle. In dieses Geräusch hinein kam mir die entsetzt klingende Stimme des Direktors sehr leise vor.

»Mein Gott, der redet noch…«
Abrupt stoppte er sein Lachen. Nur das Echo schwang mir entgegen.
»Ja, du hast mich gefunden, Geisterjäger, und so sollte es auch sein. Ich und sie wollten, daß du mich findest, denn du hast ihren Ratschlag nicht befolgt und bist geblieben. Jetzt wirst du die Folgen tragen, John Sinclair.«
Ich blieb zwischen den Liegestühlen und Beckenrand stehen.
»Redest du von Rakina?«
»Von wem sonst.«
»Dann hast du dich auf ihre Seite gestellt?«
»Nein, wer sagt denn so etwas? Sie hat mich geholt, die Gute. Sie wollte mich haben.«
»Einen Toten?«
Hohl schwang mir sein Kichern entgegen. »Tot?« fragte er.
»Siehst du etwa einen Toten vor dir? Nein, ich lebe. Nur eben anders. Und ich muß sagen, daß es mir gefällt. Ich fühle mich nämlich viel wohler als zuvor, aber das wirst du kaum verstehen.«
»Bestimmt, ich begreife es«, sagte ich. »Ich habe schon oft genug mit Zombies zu tun gehabt.«
»So etwas hörte ich. Hast du sie auch besiegt?«
»Immer.«
»Dann wirst du dir an mir die Zähne ausbeißen. Ich stehe unter einem mächtigen Schutz, Geisterjäger.«
»Möglich.«
»Nicht nur möglich, es stimmt!« schrie er. »Sieh mich an. Sie haben mich gezeichnet, ich habe das magische Loch in der Stirn, denn die Öffnung gibt mir die Kraft, die ich brauche. Ich bin jetzt ein Teil der Eismeer-Hexe, bin mit ihr verwachsen, und alles, was ich wahrnehme, sieht sie ebenfalls. Sie kann dich genau erkennen. Sie spürt deine Unsicherheit, denn du weißt jetzt nicht, was du tun sollst…«
»Doch!« rief ich laut, »das weiß ich. Zum Beispiel könnte ich dich von deinem unseligen Dasein erlösen!«
Auf seinem Gesicht spiegelten sich die Wellenringe des Wassers.
Da er zusätzlich noch den Mund verzog, wirkten seine Züge wie eine zu Eis erstarrte Gummimaske.
»Willst du mich erschießen?«
»Zum Beispiel.«
»Damit wäre das Problem nicht gelöst!« konterte er.
»Das weiß ich. Nur hätte ich einen Gegner weniger. Und ich weiß, daß du nicht allein bist. Schließlich hast du selbst gesehen, wie aus dem Schädel deines toten Freundes…«
»Ja, ja, mein Freund!« rief er laut und hob beide Arme. »Der gute Simon ist auch gestorben. Wenigstens denkst du das, Sinclair. Aber du sollst dich geirrt haben. Er ist nicht tot. Ist das nicht herrlich?«

»Für mich nicht.«
»Vielleicht bereitet er euch noch einige Überraschungen. Ich habe sie schon für dich genau…«
Ich ahnte etwas, hörte nicht mehr hin, drehte den Kopf und wandte mich an den wartend dastehenden Direktor. »Verlassen Sie die Halle!« zischte ich ihm zu. »Bitte…«
»Aber…«
»Gehen Sie schon!«
»Zu spät, zu spät!« brüllte der Untote und klatschte in die Hände.
Ich wirbelte wieder herum.
Die Rakis hatten auf das Zeichen der klatschenden Hände nur gewartet. Blitzartig kamen sie aus ihren Verstecken und wirbelten wie Springaale aus dem Wasser des Pools…

***

Jane Collins und Suko sahen den Geisterjäger verschwinden. Für einen Moment blieben beide starr sitzen, dann wollte Jane den Stuhl zurückschieben und aufstehen.
Der Chinese war schneller. Er griff blitzschnell zu und hielt das rechte Handgelenk der Hexe hart umklammert.
Jane sank wieder zurück. Sie funkelte Suko an. »Laß mich los!« zischte sie böse.
»Nein! Du bleibst hier!«
»Laß es!« Ihre Stimme klang jetzt drohend.
Suko schüttelte nur den Kopf.
Da setzte Jane ihre Hexenkräfte ein. Es war ihr jetzt egal, ob es die anderen Gäste mitbekamen, Suko, der in ihr Gesicht schaute, bemerkte das schockgrüne Aufleuchten der Pupillen. Im nächsten Augenblick wurde er von der Magie erwischt.
Er hatte das Gefühl, seine Hand nicht um ein Gelenk geklammert zu haben, sondern um einen mit Spannung geladenen dicken Draht, der hart vibrierte und dessen Vibrationen sich auch auf den Körper des Chinesen fortpflanzten. Suko wurde durchgeschüttelt.
Seine Zähne klackten aufeinander, und der Stoß jagte von den Zehen bis unter die Haarspitzen.
»Nimm die Hand weg, sonst lege ich noch etwas zu, du verfluchter Chinese!«
Suko öffnete die Faust.
Jane Collins war frei, während Suko das Gefühl hatte, nur taube Glieder am Körper zu besitzen. Er atmete durch den offenen Mund, saß zurückgelehnt auf seinem Stuhl und erinnerte an eine Puppe.
»Hat es gereicht?« fragte Jane lauernd.
Suko nickte.
Die Hexe lächelte, »Mach nur nicht den Fehler, mich zu

unterschätzen. Auch wenn Wikka mir keine Rückendeckung mehr gibt, ich bin stark genug, um dich und auch Sinclair in die Knie zu zwingen, wenn ich es für nötig halte, mein Lieber.«

Das habe ich gemerkt. Die Worte sprach Suko nicht aus, er dachte sie nur.

Jane warf ihm noch einen kalten Blick zu. Das Funkeln war aus ihren Augen verschwunden. Mit einer gleitenden Bewegung schob sie sich zwischen Stuhl und Tisch zur Seite. Für einen Augenblick blieb sie noch an der Kante stehen und schaute von oben herab auf Suko. »Es wird gleich vergehen. Ich habe meine Kraft dosiert eingesetzt.«

Dann ging sie davon. Langsam, schlendernd, und sie bewegte sich dabei so in den Hüften, wie sie es vor ihrem Dasein als Hexe noch nie getan hatte.

Suko blieb nichts anderes übrig, als ihr nachzuschauen. Er spürte zwar eine leichte Linderung, dennoch fühlte er sich nicht in der Lage, sich zu erheben.

Zu schwach war er noch.

Es sollte alles ganz anders kommen, als Suko und Jane es sich vorgestellt hatten.

Eine andere war die Regisseurin in diesem teuflisch vertrackten Spiel.

Jane Collins hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als die beiden Türhälften zur Seite schwangen. Suko sah es deshalb so genau, weil er mit dem Gesicht zum Eingang saß.

Jemand betrat den Raum.

Es war ein Mann.

Er ging nicht so wie ein normaler Mensch. Man konnte seinen Gang als unsicher bezeichnen, als hätte er ein wenig zu viel getrunken, aber nicht soviel, daß es ihm schwerfiel, sich auf den Beinen zu halten.

Der Mann ging noch zwei, drei Schritte, blieb stehen und blickte sich etwas steif um.

Jetzt erkannte Suko ihn.

Wie ein Schlag traf es den Inspektor. Dieser Typ da vorn war längst gestorben, denn seinetwegen hatten Suko und John Sinclair die Reise nach Kanada überhaupt hinter sich gebracht.

Es war Simon Garfield!

Jane Collins ging weiter. Sie schien nichts bemerkt zu haben. Es konnte auch sein, daß sie überhaupt nicht wußte, wer da vor ihr das Restaurant betreten hatte. Jedenfalls tat sie nichts, um den anderen aufzuhalten.

Suko versuchte, in die Höhe zu kommen. Es war schlecht möglich.

Noch immer fühlte er sich schlapp und ausgelaugt, erst allmählich kehrten seine alten Kräfte zurück. So blieb ihm nichts anderes übrig, als nur den Beobachter zu spielen.

Jane beachtete den Mann nicht. Sie schuf sogar Platz, um einen Ober

vorbeizulassen.
Simon Garfield aber wollte sie.
Als Jane weiterging, griff er an.
Für Suko wirkte die Szene so, als wollte sich der Untote gegen Jane fallen lassen. Seine Bewegung war ziemlich steif, dennoch wurde Jane Collins überrascht, denn es gelang Garfield, so nahe an sie heranzukommen, daß er seine Hände gegen ihren Körper schlagen konnte.
Jane wollte herumfahren, stolperte, fiel und landete auf dem grünbeigen Teppich.
Einige Gäste hatten die Szene ebenfalls mitbekommen. Sie sprangen von ihren Stühlen hoch und protestierten lautstark, während Jane gegen ihren Angreifer kämpfte.
Sie war sehr gut ausgebildet. Bevor ihr Simon Garfield etwas tun konnte, flog er schon zurück, denn er hatte den Tritt gegen die Brust bekommen.
Garfield stolperte bis zu einem Tisch, fiel mit dem Rücken darauf, und die beiden Gäste sprangen schimpfend in die Höhe.
Die ersten Ober eilten herbei. Sie kamen erst jetzt dazu, einzugreifen, und auch Suko spürte, daß er sich wieder besser bewegen konnte. Er legte seine Hände auf die Lehnen und stemmte sich in die Höhe. Zwar noch wacklig in den Knien, aber immerhin auf beiden Beinen stehend, hielt er die Balance.
Noch fühlte er sich nicht fit genug, um eingreifen zu können, aber Jane Collins sorgte für die große Überraschung.
Der Untote hatte sie im ersten Moment übertölpeln können, zu einem zweiten Angriff ließ ihn Jane nicht kommen. Obwohl sie es eilig hatte, wartete sie eiskalt ab.
»Verschwinden Sie!« gellte ihre Stimme, als die Ober herbeieilten.
»Weg mit euch!«
Sie hatte so extrem laut gesprochen, daß die Männer Angst bekamen, zurückwichen, einen Halbkreis bildeten und auch die Restaurantchefs nicht wagten, sich einzumischen.
Jane Collins und der Untote standen sich gegenüber.
Die meisten Gäste waren aufgesprungen. Sie wollten etwas von dem sehen, was sich an der Tür abspielte.
Nur wenige bekamen mit, wie sich Simon Garfield von der Tischplatte abstützte, auf der er bisher gelegen hatte. Er war mit dem Rücken in das Essen gefallen. Dementsprechend sah auch seine Jacke aus. Irgendwie wirkte er lächerlich, doch man durfte sich von der bleichgesichtigen Gestalt mit der Öffnung in der Stirn nicht täuschen lassen. Sie war gefährlich, das bewies sie im nächsten Augenblick.
Jane hatte sich allein auf den Mann konzentriert, an die Rakis dachte sie nicht mehr.

Und die waren plötzlich da.

Der erste fuchsartige Kopf schob sich aus der Öffnung. Tückische Augen leuchteten wie grüngelbe Steine, während das Maul aufgeklappt stand und zwei Reihen spitzer Zähne präsentierte.

Wie ein Aal schlüpfte das Wesen hervor, war nicht nur geschmeidig, sondern auch schnell.

Der Raki sprang nicht erst zu Boden. Er zielte direkt auf Jane Collins.

Raffiniert gemacht, denn so lenkte dieses Wesen Janes Aufmerksamkeit von dem Untoten ab. Die anderen Rakis hatten jetzt Zeit, ebenfalls aus der Stirn zu schlüpfen, während sich Jane um den ersten kümmern mußte und ihre Hexenkräfte einsetzte.

Simon Garfield stand breitbeinig und steif auf dem Fleck. Seinen Rücken hatte er durchgedrückt, die Arme ein wenig vom Körper abgespreizt, den Kopf in den Nacken gelegt, und eine zufällig über ihm befindliche Deckenlampe streute ihr Licht in das bleiche Totengesicht mit dem Loch in der Stirn.

Die Rakis waren nicht aufzuhalten.

Inzwischen hatten vier von ihnen die Öffnung verlassen, während Jane Collins noch immer gegen den einen kämpfte. Aber sie hatte ihn gepackt. Wieder leuchteten ihre Augen, und sie tötete dieses Wesen zwischen ihren Händen.

Staub rieselte zu Boden.

Suko hörte die Schreie der Gäste. Er wußte, daß Jane allein eventuell überfordert war und griff ein. Obwohl er sich noch schwach fühlte, verließ er den Tisch. Einige sahen, daß der Chinese etwas aus dem Gürtel zog und damit einmal einen Kreis über den Boden schlug.

Im nächsten Augenblick hielt er die Dämonenpeitsche in der Hand!

Männer und Frauen versperrten ihm den Weg. Sogar ein Tisch, der verrückt worden war.

Suko schaufelte die Leute zur Seite. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, ging es ihm besser, und er vernahm den spitzen Schrei einer Frau, die von einem Raki angegriffen worden war.

Keiner half, bis auf Suko.

Er war nicht so entsetzt wie die anderen, sah die Frau auf sich zurennen und stellte fest, daß sie Glück gehabt hatte, denn die Zähne des Wesens hatten nicht in ihr Fleisch gehackt, sondern in das Leder der beutelähnlichen Handtasche.

Dennoch hatte die Frau Angst. In ihrer Panik war sogar die schwarze Perücke verrutscht. Darunter schimmerte das normale Kopfhaar grau wie Blei. Als der Raki bemerkte, daß seine Zähne ein falsches Ziel gefunden hatten, wollte er es besser machen.

Da war Suko zur Stelle.

Er vergrub die Finger der linken Hand in das Fell, riß den Raki von der Tasche weg, die sich öffnete und allerlei Utensilien entließ.

Sogar ein Massagestab war dabei. Vielleicht hatte der Raki da hineingebissen.
Suko schmetterte ihn zu Boden.
Das Tier warf sich herum, war nur angeschlagen und bekam im nächsten Moment den Rest.
Die drei Riemen der Dämonenpeitsche trafen voll und zerstörten das Biest, noch auf dem Boden liegend.
Suko drückte die Frau zur Seite, die sich bückte und ihre persönliche Habe an sich raffte.
Jetzt hatte er freie Bahn.
Jane Collins hatte sich ebenfalls den Rakis gestellt, denn sie wurde von ihnen nicht verschont Die anderen waren zurückgewichen, auch im Ladengang hielten sich einige von ihnen auf, und Suko war klar, daß er sich die Quelle dieses Grauens vornehmen mußte. Jane Collins hatte dafür noch keine Zeit gefunden.
»Garfield!« brüllte der Inspektor.
Simon hörte den Ruf. Er schaute in Sukos Richtung, wobei aus dem Loch in seiner Stirn ein neues Wesen schlüpfte.
Suko benötigte zwei Sprürige. Noch bevor er sich zum zweitenmal abstieß, holte er bereits mit der Dämonenpeitsche aus. Er schlug von oben nach unten, weil er eine möglichst große Trefferfläche bekommen wollte.
Und er traf.
Das Klatschen der Riemen hörte sich in seinen Ohren an wie Musik.
Der Untote heulte tierisch auf, er veränderte seine steife Haltung und sackte nun zusammen.
Dies geschah Intervallweise. Er brach in die Knie, heulte weiter und schüttelte sich.
Suko schlug noch einmal zu.
Magie gegen Magie.
Die der Peitsche war stärker.
Quer klatschten die Riemen über den Körper des lebenden Toten.
Sie rissen ihn auf. Vor den entsetzt aufgerissenen Augen der Gäste brach der Zombie auseinander und verfaulte allmählich. Auch der Schädel verging und damit der Ausgang für die weiteren Rakis, die sich eventuell noch gebildet hätten.
Die Quelle der unheimlichen Magie war versiegt. Die Folgen aber noch nicht gestoppt. Suko war es nicht gelungen nachzuzählen, wie groß die Anzahl der Tiere gewesen war, die den Schädel verlassen hatten. Er wandte sich deshalb an Jane Collins.
»Hast du nachgezählt?«
»Ja. Es waren fünf, glaube ich.«
»Bist dir aber nicht sicher?«
»Nein. In der Hektik…« Sie schüttelte wütend den Kopf.

Wahrscheinlich war sie über die Entwicklung des Falles mehr als enttäuscht. Sie hatte sich auf die Seite des Bösen gestellt und wollte mit Rakina einen Pakt eingehen. Ob sich die Eismeer-Hexe nach diesen Vorfällen darauf einlassen würde, war mehr als fraglich.

Suko rechnete nach. Jane Collins hatte von fünf Rakis gesprochen.

Zwei waren erledigt worden. Blieben noch drei. Die Tiere waren klein, aber sehr gefährlich. Sie konnten sich leicht im Restaurant verstecken.

Die Gäste waren aufgeschreckt und aufgescheucht. Sie hatten völlig den Überblick verloren und auch nicht erkannt, von welchen Tieren sie in Wirklichkeit angegriffen worden waren. Die meisten Menschen hielten die Rakis für Ratten.

Und das sprachen sie laut aus.

Vergeblich bemühten sich Ober und Restaurant-Chefs, die Leute zu beruhigen. Die Sätze »Hier gibt es keine Ratten« wurden ihnen einfach nicht geglaubt.

Ein stämmiger Mann bekam die Wut und erwies sich als handgreiflich.

Er kriegte einen der Ober zu packen, riß ihn zu sich heran und schüttelte ihn durch. »Verdammt noch mal!« fuhr er den bleich gewordenen Jüngling an. »Ich habe für ein Luxus-Hotel gebucht, nicht für eine miese Rattenkammer.«

»Sir, ich… wir …«

Zwei andere zogen den Tobenden weg.

Suko nahm diese Eindrücke nur am Rande auf. Für ihn waren es reine Begleiterscheinungen, denn es zählten allein die Rakis, die er noch stellen mußte.

Auch Jane war ihm egal, sollten die anderen mit ihren Problemen allein fertig werden.

So sehr der Chinese auch schaute und suchte, die Rakis fand er nicht.

Weder unter oder auf den Tischen noch unter den Stühlen. Sie waren entwischt.

Bis er den Schrei vernahm und auch das Splittern einer Scheibe.

Der Chinese befand sich zu dieser Zeit nahe des Ausgangs und wußte, daß das alarmierende Geräusch aus der Ladenstraße aufgeklungen war.

Der Inspektor jagte aus dem Restaurant. Auch in der Ladenstraße hielten sich Menschen auf, die zum Glück in Richtung Foyer rannten, so daß Suko freie Bahn bekam.

Er lief schnell. Die Welt des Lichts, der funkelnden Steine, der angestrahlten Auslagen wurde für ihn zu einem furiosen Wirbel, denn er mußte weit durchlaufen, bis er den Laden erreichte, dessen Schaufensterscheibe zerbrochen war.

Da sah er sie.

Die Rakis waren durch das Fenster in den Laden gesprungen.

Zusammen mit einer Frau, die zwischen den Scherben lag und die Auslagen des Fensters umgerissen hatte. Teure Ledertaschen, Koffer und andere Utensilien, z. B. Schuhe, Kleider und Gürtel.

Die Rakis hatten endlich ihr Opfer.

Es war der Frau nicht mehr möglich, sich zu wehren. Sie lag auf dem Rücken, hatte die Arme erhoben und schlug verzweifelt um sich. In der Hoffnung, eines der Tiere tödlich zu treffen.

Es gelang ihr nicht. Die Rakis waren einfach zu schnell. Zudem hatten sie sich festgebissen, und sie zerrten die Frau hin und her.

Die zerbrochenen Scheiben lagen ebenfalls von innen im Schaufenster, also mußte die Frau vom Gang her in die Auslagen gefallen sein, und wahrscheinlich war sie im Gang angegriffen worden, in dem sich Suko aufhielt.

Nicht mehr lange.

Der Chinese zog den Kopf ein, suchte, fand auch die Lücke und stürmte ebenfalls in die Auslagen.

Die Rakis waren mit der Frau so beschäftigt, daß sie auf ihn gar nicht achteten.

Diese Unaufmerksamkeit nutzte der Chinese. Er konnte die Peitsche meisterhaft führen und verstand es, schon mit dem ersten Hieb ein Wesen voll zu treffen.

Der Raki wurde von seinem Opfer weg und in die Höhe geschleudert.

Er überschlug sich noch, bevor er ein Stück entfernt landete, liegenblieb und verging.

Suko hatte noch zwei Feinde vor sich. Sie stellten kein großes Problem mehr dar.

Er vernichtete sie mit der Dämonenpeitsche, so daß zum Schluß nur mehr Staub blieb.

Dann kümmerte er sich um die Frau.

Nicht nur die Rakis hatten sie mit ihren scharfen Zähnen verletzt, auch die Scherben waren durch die Kleidung in die Haut gefahren und hatten Schnittwunden hinterlassen. Sie blutete an vielen Stellen, stöhnte und wimmerte.

Suko kniete sich hin. Er räumte einige Taschen beiseite, legte die Hände unter den Kopf der Frau und hob das Gesicht an. »Bitte«, sagte er, »bitte, beruhigen Sie sich!«

Sie wollte und konnte vielleicht auch keinen Rat annehmen. Das Wimmern blieb.

Vorsichtig bemühte sich Suko, die Verletzte aus der Auslage zu ziehen. Vor dem Laden hatten sich Neugierige versammelt. Aus großen Augen schauten sie nach vorn, ihre Gesichter zeigten allesamt einen ängstlichen und erschreckten Ausdruck, doch es war niemand da, der sich um die Verletzte kümmerte und Suko half.

Auch von Jane Collins sah der Inspektor keine Spur.

Schließlich erschien ein Hotelpage, der einen Schlüssel hatte und die Tür öffnete. »Kommen Sie«, sagte der Mann. »Wir haben hier einen Raum, wo die Frau behandelt werden kann.«

»Okay.« Suko hob die Verletzte an und legte sie über seine Arme.

Die Frau jammerte. Sie war noch jung. Aus den Wunden rann das helle Blut, es hatte die Kleidung mit einem makabren Muster gezeichnet.

Man schuf dem Chinesen Platz, als er mit seinem Schützling den Laden verließ. Niemand sprach ihn an. Ein jeder starrte nur auf die Frau.

Der Hotel-Angestellte ging vor. Auch seine Schritte waren unsicher, und er warf stets einen Blick über die Schulter zurück. Sie betraten das Foyer, in das sich auch einige Gäste geflüchtet hatten, liefen rechts an der Rezeption vorbei und traten in eine kleine Nische hinein, von der zwei Türen abzweigten.

Eine davon führte in den Sanitätsraum. Dort stand ein hoher Schrank.

Eine Liege sowie zwei Stühle waren ebenfalls vorhanden. »Legen Sie die Frau da nieder«, wurde Suko angewiesen.

»Auf den Boden hätte ich sie nicht geworfen«, erwiderte er und tat, wie ihm geheißen worden war.

Die Verletzte jammerte, während Suko ihr mit einem Tuch das Gesicht abtupfte. »Es ist ja gut«, sagte er mit beruhigend klingender Stimme.

»Sie werden gleich in Behandlung kommen. Nur noch für einen Moment.« Suko schaute hoch und den Pagen an. »Wissen Sie, ob sich ein Arzt unter den Gästen befindet?«

»Ich glaube ja.«

»Dann holen Sie ihn. Aber schnell.«

»Nicht nötig.« Ein hochgewachsener Mann betrat die kleine Kammer.

Er hatte die letzten Worte verstanden, nickte und ließ sich neben der Verletzten auf der Kante nieder.

»Benötigen Sie mich noch?« fragte Suko.

»Nein, eigentlich nicht. Wie sieht es mit dem Inhalt des Schrankes aus? Was ist alles vorhanden?«

»Das kann ich Ihnen erklären, Sir«, sagte der Page. »Ich besitze auch einen Schlüssel.«

»Gut, öffnen Sie!«

Suko hatte an den Pagen noch eine Frage. »Ich habe Ihren Chef nicht gesehen. Wissen Sie, wo er steckt?«

Der Mann zog die rechte Schranktür auf und schüttelte den Kopf.

»Nein, er ist mit einem Gast verschwunden.«

»War er blond?«

»In der Tat.«
»Wo die beiden hingegangen sind, wissen Sie nicht zufällig?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber sie gingen wohl in Richtung Keller oder Pool.«
»Danke.« Suko warf noch einen Blick auf die Verletzte, die er in guten Händen wußte, und verließ den Raum. Für ihn gab es jetzt wichtigere Dinge zu tun.
Er wußte nicht, weshalb der Direktor seinen Freund John Sinclair mitgenommen hatte. Seiner Ansicht nach mußte es einen triftigen Grund geben, der mit dem Auftauchen dieser Rakis in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.
Bis jetzt war John noch nicht zurückgekehrt. Sollte er ihn suchen?
Es wäre vielleicht besser gewesen.
Kalte Luft traf den Chinesen wie ein Schwall Wasser. Er schaute nach rechts, wo sich der Eingang des Hotels befand. Durch zwei Glastüren war er gesichert worden. Zwischen den Türen gab es eine Distanz von etwa drei Yards.
Die hatte die Gestalt schon zurückgelegt und stand bereits im Foyer.
Ein Wesen, das in Kleidung, Aussehen und Art überhaupt nicht zu den übrigen Gästen paßte.
Doch es herrschte über die Berge, denn gekommen war die Herrin der Rakis, Rakina!
Sie stand nur da, spitzte den Mund, und ein seltsames, gluckerndes Pfeifen drang dabei über ihre Lippen…

***

Daß ich nicht sofort schoß, war vielleicht ein Fehler, aber ich brachte es einfach nicht fertig, den Finger um den Abzug zu krümmen.
Die Rakis faszinierten mich, obwohl sie so gefährlich waren. Sie mußten in der Tiefe des Pools gelauert haben, und nun schossen sie hervor.
Schlank, geschmeidig, schnell, so jagten sie aus dem Wasser und landeten auf dem Streifen zwischen Liegestühlen und Pool. Es waren insgesamt vier. Das Wasser hatte sie verändert. Sie wirkten nicht mehr so struppig, das Fell lag jetzt angeklatscht an ihren Körpern, nur das Funkeln der Augen war nach wie vor da und zeugte von Tücke und Hinterlist.
Der Untote auf dem Sprungbrett hatte sich aufgerichtet. Seinen rechten Arm hielt er vorgestreckt, er wies damit auf mich, als wollte er ein weiteres Signal zum Angriff geben.
Aber die Rakis zögerten.
Sie verhielten sich zwar nicht ruhig, sondern verteilten sich, wobei zwei von ihnen auf dem Stoff der Liegestühle ihren Platz fanden, ansonsten wollten sie gar nichts von mir. Im Gegenteil, ich war

uninteressant geworden und beobachtete, wie sie ihre Köpfe drehten und zu der großen Panoramascheibe des Pools schauten, hinter der eine große, schneebedeckte Sonnenwiese lag.

Was geschah dort?

Ich sah es nicht, denn es war einfach zu dunkel. Auch konnte ich mich leider nicht länger darauf konzentrieren, denn Morg Behan nahm meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Springt ihn an!« schrie er den Rakis zu. »Los, er ist euer Feind. Tötet ihn!«

Sie kümmerten sich nicht um seine Befehle.

Hinter mir meldete sich Kinsey. »Was ist hier überhaupt los? Was sind das für Tiere?«

»Rakis!«

»Kenne ich nicht.«

»Stammen Sie aus dieser Gegend, Kinsey?«

»Nein, aus Montreal.«

»Dann vergessen Sie den Namen. Und seien Sie fluchtbereit. Am besten wenden Sie sich jetzt schon der Treppe zu.«

»Warum schießen Sie nicht?« Seine Stimme klang gequält. »Diese komischen Ratten müssen Sie doch…«

»Er wird es nicht wagen zu schießen!« meldete sich Morg Behan.

»Nicht wahr, Sinclair. Du wirst es nicht wagen.«

»Da sei dir nicht zu sicher«, erwiderte ich. »Außerdem will ich, daß du herkommst.«

»Ich?«

»Ja, runter mit dir!« Ich drehte den Arm und hob ihn so hoch, daß die Mündung auf den Mann zeigte. »Spring meinetwegen ins Wasser, aber komm her.«

Wie er den Befehl aufnahm und was er dachte, das erfuhr ich nicht, denn etwas anderes geschah.

In die Rakis kam plötzlich Bewegung. Sie hatten bisher still auf den Liegestühlen oder unter ihnen gesessen, nun stemmten und wuchteten sie ihre Körper ab, sprangen zu Boden, und orientierten sich in Richtung Treppe, wo auch Kinsey stand.

Der bekam Angst.

»Was wollen die von mir?« kreischte er. »Verdammt, was wollen die von mir? Ich habe ihnen nichts getan. Ich…«

»Behalten Sie die Nerven!« fuhr ich den Hoteldirektor an. »Machen Sie die Tiere nicht noch nervöser und unruhiger, als sie ohnehin schon sind, verflucht!«

»Ja, aber…« Er schüttelte den Kopf und preßte sich dann mit dem Rücken gegen die Wand. Von dort aus beobachtete er weiter.

Er starrte den Tieren entgegen, die in zackigen Sprüngen die trennende Distanz überwanden.

Mich hatten sie nicht angegriffen. Würden sie auch Kinsey in Ruhe lassen?

Ich hielt die Beretta schußbereit und verfolgte mit der Mündung den Weg der Tiere. Sollte der Direktor attackiert werden, würde ich sofort feuern.

An Morg Behan dachte ich im Augenblick nicht. Er war mir völlig egal geworden, und die ersten Rakis erreichten die Treppe. Sie sprangen die Stufen hoch, hüpften manchmal wie Eichhörnchen und befanden sich mit Kinsey auf einer Höhe.

Dessen Bewegungen erstarrten. Der Mann hielt den Atem an. Er starrte auf die Tiere, die ihn überhaupt nicht registrierten, sondern passierten und sich näher an die Tür heranschoben.

Die war zu!

Ich war gespannt, was sie unternehmen würden, warf aber zunächst einen Blick zurück.

Morg Behan hatte seinen Platz verlassen. Er kletterte an der anderen Seite des Sprungturms nach unten, denn dort befand sich eine kleine Leiter.

Ich wußte nicht, was ihn veranlaßt hatte, seinen Platz zu verlassen.

Jedenfalls kam mir seine Reaktion seltsam vor, und auch die Rakis benahmen sich in meinen Augen nicht normal.

Da stimmte einiges nicht.

Morg Behan hatte den Sprungturm verlassen und begann damit, um das Becken herumzuschreiten.

Die Rakis warteten vor der Tür. Sie hatten sich dort zusammengedrängt, hockten da wie bettelnde Katzen und starrten zur Klinke hoch. Dabei drangen pfeifende und hohe Laute aus ihren Mäulern, als wollten sie etwas sagen oder jemandem eine bestimmte Nachricht geben.

»Was haben die?« fragte Kinsey mit schwacher Stimme.

»Keine Ahnung.«

»Aber sie wollen doch was…«

»Sicher. Und wir werden es auch bestimmt erfahren.« Das war zunächst meine letzte Antwort, denn ich hatte die Schritte des untoten Morg Behan vernommen.

Er kam auf mich zu. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel.

Scharf spannte sich die dünne Haut über seine Gesichtsknochen.

Das Loch in der Stirn fiel besonders stark auf. Es erinnerte mich an ein drittes unheimliches Auge.

Keine Regung in den Zügen. Keinen Blick, den er an mich verschwendete. Dieser Untote hatte ein anderes, ein eigenes Ziel. Er wollte und mußte einen bestimmten Platz oder Ort erreichen, denn er hatte einen Ruf vernommen. So jedenfalls kam er mir vor.

Ich wartete.

Noch drei Schritte trennten mich von ihm. Niemand sprach mehr.

Kinseys schweres Atmen unterbrach die Stille. Ich vernahm es noch deutlicher als die Schritte des allmählich näherkommenden Morg Behan.

Behan beachtete mich überhaupt nicht. Ich war in diesen Augenblicken Luft für ihn. Er erreichte mich, zögerte für einen Moment, und in seinem Gesicht zuckte die Haut an der rechten Wange.

Sein seltsames Verhalten irritierte mich. Dann schüttelte er den Kopf und ging weiter. In seinem Gesicht lag nun ein lauernder Ausdruck, als würde er irgendeiner fremden Stimme lauschen, die außer ihm niemand hörte.

Auch Kinsey wunderte sich. Der Hotel-Direktor hatte sich noch nicht von seinem Platz gelöst. Er schaute weiterhin zu und hielt den Mund staunend offen.

Morg Behan erreichte die Treppe. Ich war in seinen Augen überhaupt nicht existent. Auch der Hotel-Direktor interessierte ihn nicht. Behan nahm die ersten Stufen und schritt sie langsam hinauf.

Seine Lippen hatten sich verzogen. Jetzt lächelte er wissend und murmelte Worte, die ich nicht verstand.

Ich folgte ihm.

Die Hand mit der Beretta hatte ich längst sinken lassen. Ich wollte nur den nächsten Weg und vor allen Dingen das Ziel dieses Mannes verfolgen.

Er stieg die Treppe hoch, als wäre nichts geschehen. Aufhalten ließ er sich nicht, und die vier Rakis vor der Tür begrüßten ihn mit den glucksenden Geräuschen.

Der andere nickte nur und tat das, wozu die Rakis nicht in der Lage gewesen waren. Er legte seine Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten.

Diese einfache Bewegung war ungemein wichtig. Durch das Öffnen der Tür hatten die Rakis freie Bahn. Nichts anderes hatten sie erreichen wollen. Weg aus diesem Schwimmbad und hin zu demjenigen, der sie gerufen hatte.

Kinsey begann zu lachen.

»Er verschwindet!« flüsterte der Direktor. »Verdammt, er haut ab. Stellt euch das vor. Er will wieder gehen. Und die Geschöpfe mit ihm.«

»Wohin führt der Weg?« fragte ich.

»Zum Lift.«

»Und dann?«

»Nach oben. Sie können nach oben.« Kinsey hielt es nicht mehr aus.

Er kam zu mir.

Ich hatte mittlerweile die Verfolgung aufgenommen. Hinter der Tür lag ebenfalls ein normaler Gang mit glatten Betonwänden. »Es ist der

zweite Zugang!« wisperte Kinsey. »Man kann auch noch durch die Duschen die Halle betreten.«

»Verstehe.«

Der Aufzug war natürlich interessant. Der untote Morg Behan und seine vier Rakis dachten überhaupt nicht daran, über eine Treppe ihr Ziel zu erreichen, sondern nahmen den Lift. Ich verließ mich auf die Treppe. Kinsey hetzte neben mir her. »Ich weiß nicht, wo die hinwollen!« keuchte er, »aber der Lift hält überall.«

Auf halber Strecke stoppte ich. »Auch im Foyer?«

»Klar. Und in jeder Etage. Himmel, wenn das mal alles gutgeht. Ich habe da meine Befürchtungen.«

Die hatte ich natürlich auch, wagte aber nicht, sie im einzelnen auszusprechen, da ich keine Panik haben wollte.

»Weshalb haben Sie ihn ziehen lassen?« fragte mich der Direktor.

»Sie besitzen doch eine Waffe.«

»Ich habe sie gehen lassen, weil ich genau wissen wollte, was sie vorhaben. Verstehen Sie?«

»Nein.«

»Ist auch nicht schlimm! Weiter!«

Wir erreichten das Foyer. Das heißt, den hinteren Teil, aber schon jetzt drangen die Stimmen an unsere Ohren. Da unterhielt sich niemand normal.

Es klangen Schreie auf, man redete hastig durcheinander, und Kinsey wurde blaß. Er wollte losrennen. Ich hielt ihn am Arm fest und zog ihn in die Deckung einer Säule. »Jetzt bleiben Sie erst einmal hier!« zischte ich.

»Aber die Leute… die Gäste …« Er war völlig verzweifelt und hob die Schultern.

»Das werde ich schon alles in die Wege leiten. Sie brauchen da keine Angst zu haben.«

Eine weitere Antwort bekam er nicht mehr, denn wir wurden abgelenkt, da der Fahrstuhl in diesem Augenblick stoppte.

»Ja, da sind sie!« hauchte der Hotel-Direktor und klammerte sich an meinem Arm fest. »Jetzt geht es los. Sie werden töten, und Sie sind es schuld…«

»Halten Sie den Mund und lassen Sie mich los!« erwiderte ich scharf.

Der Mann konnte mir wirklich auf den Zeiger gehen.

Die Tür Öffnete sich. Zuerst sprangen die Rakis aus dem Lift, und ich vernahm von vorn, wo der Eingang lag, ein seltsam trillerndes und gleichzeitig glucksendes Pfeifen. Ein ähnliches Geräusch hatte ich bei den Rakis schon vernommen, nur nicht so intensiv.

Für die Rakis war es ein Zeichen. Niemand vermochte noch, sie zu halten. Auf einmal huschten sie vor, und auch Morg Behan hielt nichts mehr auf dem Fleck.

Nur kommentierte er seine Reaktionen mit einem Satz, der mir die nötige Aufklärung gab.
»Rakina, ich komme!«
Ich zuckte innerlich zusammen. Sie war also da. Und diesmal bestimmt nicht vor, sondern im Hotel!

***

Suko empfand es als einen glücklichen Umstand, daß kaum Gäste in das Foyer gekommen waren. Irgendwie schienen die Leute gespürt zu haben, daß sich in der großen Eingangshalle etwas zusammenbraute, und so stand der Chinese Rakina allein gegenüber.
Sie hatte, als sie vorhin das Pfeifen ausstieß, den Kopf in den Nacken gelegt, und nun senkte sie ihn wieder, so daß sie dem Chinesen ins Gesicht schauen konnte.
Dabei zog sie die dicken Lippen in die Breite und produzierte so etwas wie ein Lächeln, von dem sich Suko allerdings nicht täuschen ließ.
Dieses Wesen, das menschliche Züge besaß, war äußerst gefährlich. Das hatte es schließlich bewiesen.
Es stand so, daß es von zwei Lichtinseln angeleuchtet wurde. Im ersten Augenblick hatte Suko damit gerechnet, eine Eskimofrau vor sich zu sehen, das stimmte nicht, denn der Pelz, der ihren Körper umhüllte, war nicht angezogen, sondern angewachsen. Er sproß auf der Haut, wurde zu einem dichten Fell und nahm in Höhe des Kopfes eine hellgraue Farbe an. Die untere Gesichtshälfte zeigte ebenfalls diesen seltsamen Bart, und über der breiten Nase schillerten die Augen wie zwei kalte Gletscherseen.
Am auffälligsten war das Loch in der Stirn. Sehr breit, viel breiter als bei den meisten ihrer Diener. Es hatten genügend Rakis Platz, um den Schädel verlassen zu können, denn genau dort bildeten sie sich ja.
Suko war auch über die Wandlungsfähigkeit dieses Wesens überrascht. Beim ersten Kontakt hatte sich Rakina als Riesin gezeigt, hier nahm sie die normale Menschengröße an, und Suko hatte das Gefühl, eine Tierfrau vor sich zu sehen.
Eine Mutation der Natur.
Dazu eine sehr gefährliche.
Sie sagte nichts. Sie stand nur da. Dennoch wurde der Chinese das Gefühl nicht los, hier eine Herrin vor sich zu haben, ein Wesen, das sich seines Wertes genau bewußt war.
Sukos Blick glitt an den Beinen entlang nach unten. Auch auf den Beinen wuchs der Pelz, und die Füße waren ebenfalls mit diesem Fell bedeckt.
»Ich hatte euch gewarnt«, sagte Rakina. »Ihr habt die Warnung nicht angenommen, deshalb werdet ihr die Folgen tragen. Es ist mir

gelungen, die Kräfte der Natur zu mobilisieren. Dieser Sturm hat keine natürliche Ursache, ich leitete ihn in die Wege, denn ich bin es gewesen, der hier die Fäden zieht. Als dieses Haus gebaut wurde, warnte ich ebenfalls. Es hörte niemand, auch dann nicht, als es Tote gab. Unglücksfälle, sagte man. Niemand wußte, daß ich dahinter steckte. Ich will die Natur rein behalten, dafür existiere und kämpfe ich. Jetzt kommt ihr daher, um mir ebenfalls ein Bein zu stellen…«

»Das ist nicht ganz richtig«, sagte Suko. »Uns geht es nicht um dieses Hotel, wir wollen die Natur auch nicht zerstören, sondern nur die Steine. Wir wollen wissen, wo sie gelegen haben, wir sind interessiert an gewissen Dingen…«

»Denkt ihr an den Planet der Magier?«

»Ja.«

»Vermessen!« rief sie. »Menschen, die vermessen sind. Die uralte Dämonen herausfordern wollen. Ich kann euch nur sagen, das übersteht ihr nie und nimmer.«

Durch Schritte wurde Suko abgelenkt. Er blieb in seiner steifen Haltung, schaute in das Gesicht der Rakina und drehte sich langsam um.

Da kamen sie.

Morg Behan an der Spitze. Neben ihm liefen vier Rakis, um zu ihrer Herrin zu gelangen.

Suko war nicht mehr überrascht, als er Behan erkannte. In diesem Fall war eben alles möglich, und er hörte die Stimme des lebenden Toten.

»Ich bin gekommen, Rakina, um dir zu dienen. Ich habe deinen Auftrag erfüllt. Wir können beginnen. Die Menschen müssen sterben, sie sollen hineindringen in den großen Kreislauf der Natur, den du allein schließen kannst.«

Das war eine perfekt umschriebene Morddrohung, die der Chinese da vernommen hatte. Dennoch dachte er nicht daran, den Worten zu glauben, er wollte, er würde sich wehren, außerdem hatte er nicht vor, die Natur zu zerstören, ihm ging es um die Steine, und er sprach die Worte auch in John Sinclairs Sinne.

Auch lauschte er hinter sich. Was sich dort alles abspielte, konnte ihn nicht beeindrucken. Jemand hielt die Menschen zurück. An der Stimme erkannte Suko den Hotel-Direktor. Hoffentlich behielten er und das Personal die Nerven, denn eine Panik war das Allerletzte, was sie noch gebrauchen konnten.

»Wir möchten nichts von dir, Rakina«, erklärte der Chinese und schaute zu, wie sich die Rakis und der untote Morg Behan nahe der Eismeer-Hexe aufbauten.

»Was wollt ihr dann?«

»Du sollst uns den Platz zeigen, an dem die Steine lagen. Wir wollen

ihn sehen, denn wir müssen das Rätsel der Steine lösen, um Schaden von der Menschheit abzuwenden.«

»Das Rätsel der Steine?« wiederholte Rakina. »Ich habe eine Nachricht empfangen, daß es die Sterne nicht mehr gibt. Also hast du mich angelogen, Mensch.«

»Nein, ich habe es nicht behauptet. Und wir haben die Steine auch nicht zerstört. Das konnten wir nicht, denn wir waren kräftemäßig zu so etwas nicht in der Lage. Aber wir wollten das Erbe der Steine erkunden. In diesem Bergland haben sie gelegen…«

»Ich weiß es. Suche nicht nach Ausreden. Wenn du die Steine schon selbst nicht vernichtet hast, so warst du dabei und hast es nicht verhindert.«

»Sie waren eine Gefahr!« rief Suko dagegen.

»Für mich nicht.«

»Für die Menschen.«

»Das ist mir egal. Es gibt Dinge, die in Gang gesetzt werden müssen, da kann man eben auf Menschen keine Rücksicht mehr nehmen. Ihr habt etwas in Bewegung gebracht, das euch überrollen wird. Ihr hättet den Planeten der Magier in Ruhe lassen und nie betreten sollen. Nun ist es zu spät.«

»Was sagst du da?« rief Suko. »Ich habe den Planeten der Magier betreten? Nie! Es ist eine infame Lüge, die aus deinem Mund kommt. Eine Unterstellung.«

»Nein, du nicht. Vielleicht nicht. Aber ein anderer.«

»Wer?«

»Er steht hinter dir!« rief die Eismeer-Hexe.

Obwohl Suko sie nicht gern im Rücken wußte, drehte er sich trotzdem um.

Lautlos war ein Mann herbeigekommen!

John Sinclair!

***

Ich hatte der Unterhaltung gut folgen können. Schließlich war sie laut genug geführt worden. Und nun stand ich mit Suko auf gleicher Höhe, starrte wie er Rakina und ihre seltsamen Diener an, wobei ich automatisch die nächste Frage stellte.

»Ich soll den Planeten der Magier betreten haben?«

»Ja!« rief Rakina. »Du warst schon da. Und nicht allein.«

Mein Lachen drang automatisch aus dem Mund. »Du mußt dich täuschen und irren…«

»Denke nach, John Sinclair. Du warst auf einem fremden Planeten. Auch nicht allein. Jemand war dort verschollen. Ein Mensch, der es schaffte, Magie und Mathematik so zusammenzubringen, daß er die Zeiten und Dimensionen beeinflussen konnte. Überlege genau!«

Verdammt, sie hatte recht. Obwohl ich es nicht sah, fühlte ich, wie das Blut aus meinem Gesicht wich. Natürlich hatte ich dem Planeten der Magier einen unfreiwilligen Besuch abgestattet und war dort einem Mann begegnet, der auf mich einen großen Eindruck hinterlassen hatte, da er eine Doppelexistenz führte und schon einmal in der Urzeit als Bandor, der Dämonenjäger, existiert hatte. [1]

Dieser Mann lebte nun in der Gegenwart als Wissenschaftler. Er besaß auch einen Namen.

Professor Chandler!

Als ich an ihn dachte, ging mir ein ganzer Kronleuchter auf. Ja, jetzt wußte ich Bescheid. Ich brauchte nur an die Ghoul-Parasiten zu denken und auch an die goldenen Pistolen, die ich auf dem seltsamen Planeten gesehen hatte.

Vergessen hatte ich das Abenteuer nicht, nur ein wenig zurückgedrängt.

Und hier schloß sich der Kreislauf.

Die Eismeer-Hexe sprach vom Planeten der Magier. Sie mußte mehr wissen, sie mußte sein Geheimnis kennen, doch sie würde sich hüten, es zu verraten.

»Nun?« fragte sie mich.

Ich nickte. »Ja, du hast recht. Ich war bereits, ohne es zu wissen, auf dem Planeten.«

»Wo du nicht in meinem Sinne gehandelt hast.«

»Vielleicht. Nur möchte ich wissen, was du damit zu tun hast. Und die Steine ebenfalls.«

»Das ist nicht schwer zu erraten«, gab die Eismeer-Hexe Auskunft.

»Die Steine stammten von ihm.«

»Arkonada auch?« fragte ich.

»Natürlich.«

Das einfach dahingesagte Wort war eine Überraschung. Bisher hatte ich immer anders gerechnet, und ich wollte es nicht so einfach hinnehmen, denn diese Antwort warf viel durcheinander und schuf neue Perspektiven. »Stammt Arkonada nicht aus Atlantis?« Diese Fangfrage mußte ich Rakina einfach stellen.

»Der Planet gehört dazu.«

»Was?«

»Ja, er gehört zu Atlantis.«

Suko und ich schauten uns an. Auch mein Freund hatte die Unterhaltung mit wachsendem Interesse vernommen. Was wir hier zu hören bekamen, war uns völlig neu. Mit dem Planeten der Magier waren wir zuvor noch nicht konfrontiert worden. Erst in den letzten Tagen.

Und nun lüftete sich abermals ein Teil seines Geheimnisses.

Aus Atlantis stammte er also!

So etwas konnte ich wirklich als unwahrscheinlich ansehen, und mir brannten weitere Fragen auf der Zunge, so daß ich die gegenwärtige Situation vergaß und auch Rakina in diesen Momenten nicht mehr als eine Feindin ansah.

»Ist er ein Teil des versunkenen Kontinents?« wollte ich wissen.

»Er umkreist ihn.«

»Atlantis?« Ich wollte es genau wissen, denn das waren bahnbrechende Neuigkeiten.

»Ja. In einer anderen Dimension. Durch nicht beeinflußbare Kräfte kann es durchaus geschehen, daß irgendwelche Dinge abfallen. So wie es mit den Steinen geschehen ist. Ihr habt ihre Kraft erlebt. Du kennst den Planeten, zumindest einen winzigen Ausschnitt. Kannst du dir nun vorstellen, welch eine Kraft in ihm steckt?«

Das konnte ich. Damals hatte ich noch Xorron auf dem Planeten getroffen. Und was ich hier erfahren hatte, das wußte wohl Professor Chandler nicht einmal. Sollte ich mit heilen Knochen wieder nach London kommen, mußte ich den Professor sofort informieren.

»Stammst du auch von Atlantis?« stellte ich eine entscheidende Frage.

»Nein, ich wurde durch die Kraft der herausgeschleuderten und beschworenen Steine nur erweckt. Dieser Mann, den du getötet hast, übernahm es. Das müßtest du wissen.«

Sie sprach von Simon Garfield!

»Ich bin eine Legende. In grauer Vorzeit erschaffen, lag ich im Eis und verbrachte dort die Jahre. Bisher habe ich geschlafen, doch es kamen Menschen, die meinen Lebensraum zerstören wollten. Nun bin ich wieder da und mit mir die Rakis.«

»Was sind das für Tiere?«

»Die Vorläufer der Schlittenhunde. Sie leben in mir, sie geben mir Kraft, und sie sind da, um mich zu beschützen. Ihr habt sie getötet. Das ist ebenso gewesen, als hättet ihr mich persönlich angegriffen. Ich kann euch deshalb nicht am Leben lassen und werde es auch nicht.«

»Aber die anderen Menschen!« warf ich ein. »Aus welchem Grund hast du sie getötet, oder willst du sie noch töten? Sie verbringen hier einen Urlaub. Sie haben dir nichts getan…«

»Ich weiß.«

»Dann laß sie in Ruhe.«

»Du kannst keine Bedingungen stellen.«

»Dennoch. Ich bitte dich, sie in Frieden zu lassen. Reichen wir nicht?«

Rakina überlegte. Ich wollte sie aus dem Hotel weghaben. Mich interessierte ein bestimmter Ort. Und zwar der, wo auch die Steine gelagert und von Simon Garfield beschworen worden waren.

»Ja, ihr reicht fürs erste«, gab die Eismeer-Hexe zu.

»Dann laß uns gehen!«
»Du willst Bedingungen stellen, Mensch?« verhöhnte sie mich.
»Nein, ich möchte nur dorthin, wo die Steine einmal waren. Das ist unser Wunsch.«
Sie schaute mich an und dachte nach. Wahrscheinlich überlegte sie, welch einen Trick ich noch auf Lager hatte. Sie schien nichts zu ahnen oder zu wissen, denn sie bewegte zustimmend nickend ihren pelzigen Schädel.
Sie wurde von keiner Seite beeinflußt. Weder Morg Behan sprach ein Wort, noch meldeten sich auf irgendeine Art und Weise die Rakis. Sie warteten lauernd ab.
»Was ist?« fragte ich. »Hast du dich entschieden?«
Rakina nickte. »Ja, wir gehen«, erklärte sie. »Ich bin bereit, mit dir zu gehen, und deinen Freund nehmen wir mit.«
»Darf ich noch meine Jacke holen. Ich bin ein Mensch und würde draußen erfrieren.«
»Das erlaube ich dir, aber er bleibt hier.« Damit meinte sie Suko.
»Natürlich.«
Rasch war ich verschwunden. Suko hatte mir seinen Zimmerschlüssel zugeworfen, so daß ich auch in den Raum hineinkonnte, der neben dem meinen lag.
Die Fahrstühle waren zum Glück leer, da sich die meisten Gäste noch immer im Restaurant aufhielten und sich nicht hervortrauten, was ich als gut empfand.
Zunächst holte ich Sukos Jacke. Meine zog ich direkt über, vergaß aber nicht, einen Einsatzkoffer aufzuklappen. Dort lag etwas, das ich unbedingt mitnehmen wollte.
Meinen Bumerang!
Ich drapierte ihn so, daß er nicht zu sehen war und zog den Pullover darüber.
Jetzt war ich, so hoffte ich, gerüstet. Mit dem Lift fuhr ich wieder nach unten.
Sie standen noch dort, wo ich sie auch verlassen hatte. Suko, Rakina, Morg Behan und die Rakis.
»Gehen wir?« fragte ich und nickte meinem Freund unmerklich zu.
Sukos Gesicht blieb dabei regungslos.
»Halt«, sagte da jemand und trat aus einer Deckung hervor. »Ich werde auch noch mitgehen…«
Wir drehten uns um und schauten in das zu einem kalten Lächeln verzogene Gesicht der Jane Collins. Sie kam langsam näher.
Ihr Blick war auf Rakina fixiert, die für einen Moment eine gewisse Unsicherheit zeigte und nicht wußte, was sie unternehmen sollte.
»Wer bist du?« wurde Jane gefragt.
»Eine Hexe.«

»Und weshalb willst du mit?«
Jane Collins behielt das Lächeln bei. »Zwei Dinge kommen zusammen. Erstens möchte ich mich mit dir zusammentun, wir beide könnten uns gut ergänzen, und zum zweiten möchte ich bei einem zuschauen.«
»Wobei?«
Jane deutete auf Suko und mich. »Dabei zuschauen, wie sie sterben!«

***

An diese Worte dachte ich auch, als ich durch den hohen Schnee stampfte. Hatte es vorhin noch gestürmt und war das Tal durch den Sturm in eine kleine Hölle verwandelt worden, so herrschte nun eine nahezu unheimliche Ruhe. Die Welt hatte ihr Aussehen abermals verändert. Ich sah neue Schneehänge und frische Täler.
Wie lackiert wirkten die Flächen im hellen Licht eines runden Mondes.
Von einer Dunkelheit konnte man nicht sprechen. Die weiten Schneeflächen reflektierten das Licht und schufen nur an den Bergwänden und Felsen lange Schattenzonen.
Das große Schweigen hielt uns umfangen.
Ich wußte nicht, wie weit wir zu laufen hatten. Das konnten Meilen sein, aber auch nur eine kurze Strecke. Rakina hatte sich da ausgeschwiegen.
Ich ging neben Suko und Jane Collins her. Unsere Füße versanken im tiefen Schnee. Er war pulvrig und stäubte hoch, wenn wir ihn berührten oder Druck ausübten.
Auch die Rakis ließen uns nicht aus den Augen. Morg Behan stampfte wie ein Roboter. Er starrte nur geradeaus, sein leerer Blick schien sich in der Ferne zu verlieren, wo sich die Spitzen und Grate der Berge schattenhaft vor dem dunkleren Hintergrund abzeichneten.
Das Hotel lag hinter uns. Einmal warf ich einen Blick zurück. Der Kasten kam mir vor wie eine funkelnde Lichtburg inmitten einer für das Haus fremden und unwirklichen Landschaft.
Es ärgerte mich, daß ich von Rakina keinerlei Auskunft bekam.
Sie hielt sich ebenso verschlossen wie Jane Collins, um deren Lippen nur hin und wieder ein schmales Grinsen zuckte.
»Was versprichst du dir eigentlich davon?« sprach ich sie nach einer Weile an.
»Das habe ich dir schon gesagt, Sinclair. Ich möchte sehen, wenn ihr beide sterbt.«
»Und du meinst, daß Rakina dich voll akzeptiert?«
»Das meine ich.«
»Sie hat andere Interessen als du«, erwiderte ich. »Vielleicht ist sie eine Hexe, doch eure Ziele sind wesentlich anders. Völlig

verschieden.«
»Das soll sie mir selbst sagen. Bisher hat sie ja nichts dergleichen getan. Sie akzeptiert mich.«
»Und welches Ziel verfolgst du?« wollte Suko wissen. »Sag es mir!« forderte er sie auf.
»Ich will die Macht.«
»Mächtiger sein als Wikka.«
»Das auch.«
»Und so etwas willst du mit Rakinas Hilfe schaffen?«
»Sie kann ein Stein auf dem langen Weg sein. Der Planet der Magier ist für mich wichtig. Ich weiß noch zu wenig, das gebe ich gern zu. Ich werde seine Geheimnisse ergründen. Ich will von seiner Kraft etwas mitbekommen…«
»Falls man dich läßt!« konterte ich. »Schließlich hast du nicht nur Wikka abgeschworen, sondern auch dem Teufel.«
»Wer behauptet das?« fuhr Jane mich an.
»Das eine ergibt sich aus dem anderen. Du kannst keine Feindin der Oberhexe sein und gleichzeitig dem Teufel dienen. Das ist paradox, Jane. So etwas erkennen nicht einmal Dämonen an. Tut mir leid, wenn ich dir das sagen muß.«
»Es braucht dir nicht leid zu tun, John. Ich gehe meinen Weg und stehe erst am Anfang, im Gegensatz zu euch.« Damit war für Jane Collins das Gespräch beendet.
Ich schüttelte den Kopf. Sorgen machte ich mir nicht um sie. Dafür standen wir einfach auf zu verschiedenen Seiten, aber ich war mir sicher, daß Jane es nicht schaffte. Die Kräfte des alten Atlantis arbeiteten gegen die Hölle, und es war fraglich, ob sie eine Person wie Jane Collins akzeptieren würden. Ich wollte nicht daran glauben.
Außerdem gab es noch einen Joker in diesem undurchsichtigen Spiel. Er hieß Myxin. Wir hatten den kleinen Magier erlebt, und er hatte von einer geheimnisvollen Totenmaske gesprochen. Für einen Moment bekamen wir sie auch zu sehen. Eine seltsame Maske mit fünf Augen.
Wie Myxin an sie herangekommen war, das stand in den Sternen, aber irgendwie fühlte ich, daß der kleine Magier mit diesem geheimnisvollen Planeten in einer Beziehung stand.
Wieder einmal wurde mir bewußt, daß wir in einen gewaltigen Kreislauf hineingeraten waren. Alle Fälle hingen irgendwie zusammen, genau wie alle Wege nach Rom führen.
»John!« Ich hörte Sukos zischende Stimme. »Verdammt, John, da stimmt doch etwas nicht.«
»Wieso?«
»Schau dich mal um!«
Ich hatte mich bisher zu sehr mit meinen eigenen Gedanken, Folgerungen und Plänen beschäftigt, so daß ich auf die Umgebung

nicht mehr geachtet hatte. Sie erschien mir auch nicht wichtig. Nach Sukos Worten drehte ich den Kopf.

Ich sah kein Hotel mehr!

Sehr weit waren wir nicht entfernt. Zumindest hätte ich einen Lichtschein erkennen müssen, aber es war nur dunkel. Auch schien es mir wärmer zu sein, und als ich den Blick zum Himmel richtete, stand der Mond an einer anderen Stelle.

Dann nahm ich mir die Berge vor.

Nein, das waren nicht die, die ich kannte. Diese hier sahen anders aus, nicht mehr so zackig, sondern sanfter und viel weiter geschwungen, so daß die Sättel zwischen ihnen mich an große Wellentäler erinnerten, die in einer majestätischen Ruhe lagen.

Und der Schnee?

Er war das größte Phänomen. Vor unseren Augen verschwand er. Wir konnten zuschauen, wie er sich auflöste. Das hatte ich noch nie erlebt, und ich schüttelte staunend den Kopf.

Die nächsten Schritte schon liefen wir über Fels. Er war nicht nackt, sondern mit einer grünen Schicht aus Flechten und Moos bewachsen.

Sogar bunte Blumen sah ich, die ihre Kelche weit geöffnet hatten.

Die Luft war anders. Stickig und warm. Wir trugen viel zu dicke Kleidung.

Die Berghänge und Flanken lagen im tiefen Schatten. Sie waren bewachsen. Leider konnten wir nicht erkennen, womit. Ich nahm jedoch an, daß ich diese Flora auf der Erde der Gegenwart nicht mehr fand.

Es gab nur eine Erklärung für dieses Phänomen. Wir hatten, ohne es direkt zu merken, einen Zeitsprung hinter uns gebracht und waren wahrscheinlich in der frühen Vergangenheit gelandet, wo alles begonnen hatte.

Auch die Sicht war nicht so klar, wie sie eigentlich hätte sein müssen.

Damit meine ich nicht einmal die Luft. Als ich nach vorn sah, hatte ich das Gefühl, durch eine Linse oder ein anderes gekrümmtes Glas zu schauen, so daß sich die Perspektiven veränderten.

Rakina blieb stehen.

Für uns ein Zeichen, ebenfalls die Schritte zu stoppen. Als sie sich drehte, schauten wir sie an.

Niemand sprach.

Still war es nicht, denn nicht weit entfernt rauschte ein Wasserfall.

»Wißt ihr Bescheid?« fragte sie.

»Ich glaube schon«, erwiderte ich. »Wir sind in einer anderen Zeit gelandet.«

»Das stimmt«, erklärte uns Rakina. »Wir befinden uns in der Vergangenheit, über die kein Geschichtsbuch je etwas geschrieben hat. Da war noch vieles anders. Die Gestirne hatten ihre Laufbahnen noch

nicht eingenommen. Astronomen würden sich wundern und vieles darum geben, dies erleben zu können. Ihr befindet euch in der Geburtsstunde entscheidender Dinge, obwohl diese Stunde auch wieder kaum zählbare Jahre einnahm. Etwas jedoch existierte schon. Es war das, was euch so wichtig erscheint.« Rakina drehte sich um und deutete schräg gegen den düsteren Himmel. »Schaut hin!«

Wir folgten mit unseren Blicken dem ausgestreckten Zeigefinger.

Obwohl er weit, sehr weit entfernt war, sahen wir ihn zum Greifen nahe.

Er schien sich geradewegs hinter zwei Bergrundungen hervorzuschieben wie ein ins Unermeßliche gewachsener Ball.

»Das ist er«, sagte Rakina. »Der Planet der Magier…«

***

So etwas wie Ehrfurcht überfiel mich, als ich hochschaute und ihn sah.

Auch auf Sukos Gesicht lag eine Gänsehaut. Man konnte das Gefühl haben, auf einer Bühne zu stehen, wo jemand im Hintergrund mit einer Stange einen hellen Mond vorbeischiebt.

Das hier war keine Bühne, und die Berge konnte man auch nicht als Kulisse bezeichnen. Wir hatten den Planeten der Magier vor uns, und wir sahen ihn sehr genau.

Ein dunkler Ball. Das war der erste Eindruck. Und dieser Ball wanderte langsam weiter. Riesig kam er uns vor. Er schimmerte in einem geheimnisvollen Grün, das bereits einen Stich ins Schwarze besaß. Seine Oberfläche wirkte ebenso verkrustet wie die des Mondes, wenn man sie aus einem Fernglas von der Erde aus betrachtet. Doch hier sahen wir den »Ball« mit eigenen Augen, und auf mich machte er den Eindruck eines unheimlichen Gebildes.

»Nun?« fragte Rakina.

»Es ist gewaltig«, gab ich mit krächzender Stimme zu.

»Ja, das stimmt«, erklärte sie. »Noch halte ich die Magie aufrecht. Seine und meine Magie treffen sich hier. Wir stehen an einem Schnittpunkt, hier habe ich einmal gelegen, und hier sind auch die Steine oder Meteoriten aufgeschlagen. Das ist ein magisches Zentrum. Nur an dieser Stelle kannst du ihn sehen.«

»Und wir befinden uns in der Vergangenheit?«

»Natürlich, ich sagte es schon.«

»Ich wollte es nur genau wissen.«

»Laß dich nicht ablenken«, zischte Jane Collins. »Ich kenne ihn. Er hat einen Trick in der Hinterhand.«

»Welchen sollte er haben?« fragte Rakina.

»Sinclair ist alles zuzutrauen. Wirklich alles.«

»Stimmt das?« fragte die Eismeer-Hexe. »Willst du es wirklich

versuchen, John Sinclair?«

Ich lachte rauh. »Wie sollte ich es. Schließlich bin ich hilflos. Du hast die Magie erschaffen.«

»Sehr richtig«, erwiderte Rakina. »Eine Magie, die euch gefangen hält und nicht mehr loslassen wird. Ihr bleibt in der Vergangenheit verschollen. Niemand wird wissen, wo er euch finden kann. Es ist aus, ihr seid am Ende eurer Existenz. Ihr werdet das erleben, von dem viele Autoren nur geträumt haben. Der Planet der Magier wird zu einem immerwährenden Gefängnis für euch.«

So hatte ich mir die Sache natürlich nicht vorgestellt. Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg.

Auch Suko war nicht wohl in seiner Haut. Ich erkannte es an seinen Blicken, er schien sich den Kopf regelrecht zu zermartern.

Jane Collins besaß ein untrügliches Gespür dafür, mit welchen Gedanken wir uns beschäftigten. Zudem kannte sie uns lange genug, und sie wußte, wie wir uns in extremen Situationen verhielten, daß wir zum Beispiel nie aufgaben.

Auch hier nicht.

»Sei vorsichtig«, warnte sie ihre neue Verbündete noch einmal.

»Paß sehr genau auf. Du kannst sonst in das offene Messer rennen. Sinclair und der Chinese sind gefährlich…«

»Was sollen die beiden unternehmen? Ich gebe hier den Ton an. Der Planet wird sie verschlucken. Es dauert nicht mehr lange, dann hat er genau den Winkel erreicht, den er braucht, um seine Kräfte entfalten zu können. Ich kenne das, ich habe…«

Was sie weiter sagte, hörte ich nicht mehr. Ich konzentrierte mich auf Abwehrmaßnahmen und sah, daß sich Sukos Hand dem Stab näherte, der in seiner Innentasche steckte.

Was wäre gewonnen, wenn er das Wort Topar rief? Er bekam fünf Sekunden Zeit, nur würde es ihm nicht gelingen, innerhalb dieser fünf Sekunden alles radikal zu verändern.

Vernichten oder töten durfte er nicht!

Das wußte er, das wußte ich. Deshalb schüttelte ich den Kopf, denn ich war mit Sukos Aktion nicht einverstanden. Noch hatten wir eine Chance, denn wir konnten uns völlig normal bewegen und auch angreifen. Nicht umsonst hatte ich auch den Bumerang eingesteckt. Mit dem Kreuz erreichte ich hier kaum etwas, der Bumerang würde es schaffen.

Jane Collins starrte mich an. Keine Sekunde ließ sie mich aus den Augen. Kaum bewegten sich ihre Lippen, als sie flüsterte: »Sinclair, ich traue dir nicht. Du hast noch einen Trumpf. Du suchst nach einem Ausweg.«

»Nein, ich…«

»Lüg nicht!«

Rakina mischte sich ein. »Er hat keine Möglichkeit mehr. Es werden nach deiner Zeitrechnung nur mehr Sekunden vergehen, dann ist es vollbracht, und der Planet der Magier wird euch aufsaugen. Nehmt Abschied von einer Erde, die ihr so nicht mehr…«

Sie redete weiter.

Ich aber handelte.

Jane war mir verdammt nahe gekommen. Ich hatte die Veränderung in ihrem Gesicht ebenfalls bemerkt und rechnete stark damit, daß sie ihre Hexenkräfte zusätzlich gegen uns einsetzen würde. Die Rakis und auch Morg Behan standen untätig dabei. Sie handelten erst, wenn sie Befehle bekamen und ihre Herrin sich in Gefahr befand.

Noch einen Blick warf ich zu dem übergroßen Ball am nachtdunklen Himmel hoch.

Er war wirklich gewaltig und angsteinfloßend. Ein unheimliches Etwas. Schaurig und gefährlich.

Ich handelte ohne Vorwarnung, sprang zurück und riß dabei den Bumerang hervor.

»Achtung!« Jane warnte noch.

Vielleicht zu spät, denn ich hatte bereits ausgeholt und schickte die silberne Banane auf die Reise…

Natürlich hatte ich genau auf Rakina gezielt. Und daß ich mit der Waffe umgehen konnte, hatte ich in der Vergangenheit schon oft genug bewiesen.

Sogar gegen den riesigen Feuer-Bumerang war ich angekommen, und es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich es nicht schaffte, auch Rakina zu erledigen.

Obwohl alles sehr schnell ablief, hatte ich doch das Gefühl, es zeitlupenhaft mitzuerleben. Es gibt wirklich diese entscheidenden Situationen, wo plötzlich alles anders ist und man als Mensch die Lage viel intensiver wahrnimmt.

Mir fiel besonders das Schreien der ehemaligen Detektivin auf. Es schrillte sirenenhaft in meinen Ohren, und sie hatte es auch geschafft, ihre noch vorhandenen Hexenkräfte gegen mich einzusetzen, denn in ihren Augen glühte es auf.

Da befand sich der Bumerang allerdings schon auf dem Weg.

Mich traf Janes Kraft.

Ich konnte mich plötzlich nicht mehr auf den Beinen halten, taumelte zurück und hatte Mühe mit dem Gleichgewicht. Zum Glück stellte mein Kreuz einen Gegenpol dar, es neutralisierte die Hexenkräfte, so daß Jane Collins mich nicht schaffen konnte.

Die Eismeer-Hexe war sich sehr sicher gewesen. Zu sicher, und das bekam sie zu spüren.

Der Bumerang jagte auf sie zu. Er wurde zu einem wirbelnden Etwas und traf genau.

Wie ein Messer bohrte er sich in den Pelz dicht unter dem Kinn der Eismeer-Hexe dicht am Hals.

Er fräste hinein, schnitt und…

Ich hörte noch einen Schrei, aber die Magie, die Rakina aufgebaut hatte, verschwand.

Der Planet der Magier zerplatzte wie eine reife Frucht. Er war auf einmal nicht mehr vorhanden, mein Gesicht wurde von einem eiskalten Hauch gestreift, und ich vernahm noch einen furchtbaren Laut, der mir durch Mark und Bein ging.

Dieser Laut war nicht in der Gegenwart aufgeklungen, sondern in der Vergangenheit, in der wir uns noch vor einer kaum meßbaren Zeitspanne befunden hatten.

Ich hatte die Waffe auf Rakina geschleudert, und sie mußte auch so schrecklich geschrien haben.

Abrupt brach der Schrei ab.

Für mich ein Beweis, daß Rakina nicht mehr existierte.

Das alles sahen wir nicht, denn unsere Umgebung war eine völlig andere.

Der Winter und damit die normale Gegenwart hatten uns wieder.

Mit Rakinas Vernichtung war der Bann gebrochen. Die Magie stand nicht mehr, wir sahen keinen fremden Planeten, und in der Ferne leuchteten kalt die Lichter des Hotels.

Vor mir lag der Bumerang im Schnee. Mondlicht fiel auf seine schmale Fläche und ließ sie schimmern.

Die Eismeer-Hexe hatte es nicht geschafft. Dafür andere.

Jane Collins zum Beispiel. Ich hörte ihr wütendes Schreien und Fluchen, kümmerte mich nicht darum, denn es existierten noch die vier Rakis und Morg Behan.

Die Rakis wühlten mit ihren Pfoten im Schnee, stierten uns an und sprangen.

Ich griff zur Beretta und konnte sie steckenlassen, denn durch die Vernichtung der Eismeer-Hexe war auch den Rakis die Existenzberechtigung genommen worden.

Noch in der Luft erwischte es sie.

Sie pufften regelrecht auf. Kleine bläuliche Flammen schossen aus ihren pelzigen Körpern, bevor die Überreste als Staub zu Boden fielen und ein graues Muster auf die weiße Schneefläche zeichneten.

Mich interessierte Morg Behan.

Er war ein lebender Toter, und erst die Magie der Rakina hatte ihn zu dem gemacht.

Starr stand er auf dem Fleck. Sein Gesicht verzerrte sich, die Augen riß er noch weiter auf, ein kurzes Zittern lief durch seine Gestalt, bevor er zu Boden fiel, sich in den Schnee wühlte und liegenblieb.

Als normaler Toter…

Blieb natürlich Jane Collins. Sie hatte nicht unter dem Bann der Eismeer-Hexe gestanden und mußte sich einer schlagartig veränderten Situation gegenübersehen.

Vorhin noch optimistisch, war nun das glatte Gegenteil davon eingetreten.

Sie stand uns ohne fremde Hilfe gegenüber.

Das begriff sie auch, denn auf ihrem Gesicht zeichnete sich die Wut ab, die sie empfand.

»Verloren, Jane!« sagte ich, schaute sie an und hob meine Schultern.

»Du hast mal wieder zu hoch gereizt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, John Sinclair, ich habe nicht verloren. Ich bin…«

»Was willst du denn noch machen?« fragte Suko in einem nahezu fürsorglichen Tonfall. »Du kannst nichts schaffen, Jane. Es ist vorbei, zu Ende, glaub uns doch endlich.«

»Ich werde euch…«

»Das stimmt«, unterbrach ich sie. »Du wirst mit uns zum Hotel zurücklaufen.«

Es war ihr natürlich nicht recht. Sie schüttelte den Kopf, suchte nach einem Gegenargument, während Suko auf sie zuging und sie anfassen wollte.

»Rühr mich nicht an!« schrie sie.

»Kommst du freiwillig mit?« fragte ich.

»Ja.«

»Gut.«

Wir nahmen sie in die Mitte. Unsere Spuren zeichneten sich noch deutlich im Schnee ab. Den gleichen Weg schritten wir auch wieder zurück, und ich dachte daran, daß Jane Collins etwas besaß, das wir unbedingt haben mußten.

Das Testament des Simon Garfield. Bisher war der Planet der Magier nur eine Episode gewesen, wobei ich sicher sein konnte, daß er das nicht bleiben würde.

Um mehr über ihn zu erfahren, mußten wir das Testament in die Hände bekommen.

»Du weißt, worum es uns geht?« fragte ich Jane.

»Nein.« Sie stellte sich dumm.

»Dann will ich es dir sagen. Du besitzt das Testment des Simon Garfield. Wir möchten es gern lesen.«

Jane stoppte nicht einmal ihren Schritt, als sie meine Worte hörte.

Sie ging weiter und nickte. »Ja, meinetwegen könnt ihr es lesen. Ich habe es im Hotel.«

»In deinem Zimmer?«

»Im Safe.«

»Gut, dort werden wir uns umschauen.«

Mittlerweile waren wir dem großen Kasten so nahe gekommen, daß Geräusche an unsere Ohren drangen. Wir hörten zahlreiche Stimmen und sahen auch einen Hubschrauber, der wie ein gewaltiges Insekt in die Höhe stieg und in Richtung Südosten flog.

»Was ist denn da los?« fragte Suko.

Wir erfuhren es wenig später, als wir auf dem Platz vor dem Hotel standen, wo sich zahlreiche Gäste versammelt hatten. Pagen schleppten Koffer und anderes Gepäck aus dem Hotel, und ein zweiter Hubschrauber landete bereits.

Mr. Kinsey, der Direktor, rannte händeringend zwischen seinen Gästen einher. Er konnte es nicht fassen, daß gerade unter seiner Leitung diese »Massenflucht« einsetzen mußte. Vergeblich versuchte er, die Leute zum Bleiben zu bewegen.

Bei den wenigsten hatte er Erfolg.

Plötzlich entdeckte er uns. Einen Moment lang blieb er stehen, duckte sich dabei und legte die Stirn in Falten.

»Der will was von uns«, murmelte Suko.

Mein Partner sollte sich nicht getäuscht haben. Mr. Kinsey rannte wie ein wilder Büffel auf uns zu, und er traf auch keine Anstalten zu stoppen. »Sie!« schrie er. »Sie allein sind schuld, daß mir die Gäste weglaufen. Sie…« Er hatte uns erreicht, umfaßte mich an den Aufschlägen der Jacke und schüttelte mich durch.

Ich wußte im ersten Augenblick nicht, wie mir geschah. Suko mußte sogar eingreifen. Er wollte den Mann von mir wegreißen, doch Kinsey hatte sich regelrecht festgekrallt. Er ließ seiner Wut und seinem Ärger freie Bahn.

Von Jane Collins waren wir abgelenkt worden. Wenn auch nur für eine kurze Zeitspanne, doch die Hexe war raffiniert. Sie verstand es, die Unaufmerksamkeit auszunutzen und entfernte sich von uns.

»Seien Sie vernünftig!« schrie ich Kinsey an.

»Ich habe meine Existenz verloren. Diesen Job bin ich los. Es wird sich herumsprechen. Niemand nimmt mehr einen Krumen Brot von mir. Ich bin erledigt!«

Endlich schaffte es Suko, den Mann von mir zu lösen. Hart stieß er ihn zurück.

Kinsey fiel in den Schnee.

»Sinclair, Suko!«

Verdammt, die grelle Stimme kannten wir. Sie gehörte Jane Collins.

Rasch fuhren wir herum.

Sie stand vor uns. Die Distanz war gut ausgerechnet. Zu groß, um gegen sie etwas unternehmen zu können. In der rechten Hand des angewinkelten Arms hielt sie einen Schnellhefter. An seiner Unterseite schauten Papiere hervor.

Das Testament.

»Hier ist es!« lachte und schrie sie in einem. »Ich habe euch reingelegt, denn ich trug es bei mir…«

Wir starteten.

Das grüne Hexenflimmern in den Pupillen und das gleichzeitige Aufflammen der Papiere sagte uns genug.

Wir kamen zu spät.

Asche rieselte aus Janes Fingern und wurde vom Wind weggetragen.

Mit ihren Hexenkräften hatte sie das Testament in Brand gesetzt und vor unseren Augen vernichtet.

Ich war so wütend, daß ich ihr ins Gesicht schlug und Jane zu Boden geschleudert wurde.

Dort lachte sie uns aus.

»Ihr wolltet es haben!« schrie sie. »Ich aber hatte es und habe es auch gelesen. Mit diesem Wissen bin ich euch überlegen, das werdet ihr noch zu spüren bekommen…«

Sie redete noch weiter. Suko und ich hörten nicht hin. Ohne uns abgesprochen zu haben, betraten wir das Hotel, gingen zur Bar und bestellten Whisky.

Aber auch dem Bourbon gelang es nicht, den faden Geschmack aus unserer Kehle zu spülen.

Jane Collins, dieses Biest, war noch raffinierter, als wir angenommen hatten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 271 »Ghoul-Parasiten«